P. o. germ. 303 s

Schicksale
eines
Proletariers.

Ein Volksbuch

von

Ehrenreich Eichholz.

> Wir, wir haben
> Nichts als die Sorgen und als die Schmerzen,
> Und wofür wir uns halten in unsern Herzen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig, 1846.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

409. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

43 BG

Erstes Kapitel.

Wilhelm war reisefertig. Der greise Vater hielt mit beiden Händen seine Rechte umfaßt.

»Mein Sohn,« sprach der rechtschaffene Webermeister mit zitternder Stimme, »mein Sohn, ich könnte voll Befürchtungen Dich scheiden sehen, wenn ich der Verführungen und Lockungen gedenke, deren die Welt voll ist. Aber Du mußt sie kennen lernen, Du mußt Dich ihr gewachsen fühlen, um ein Mann zu werden. Ziehe dahin! und halte fest an der Lehre, daß es schmachvoll ist, Unrecht dulden, schändlich, Unrecht thun! — Ziehe dahin!«

Dann fiel die Mutter dem lieben Sohn um den Hals und hing lange mit weinenden Augen an seinem Munde.

»Beruhige Dich, Mutter, Du wirst mich wiedersehen, gesund, tüchtig, Dir und dem Vater eine Stütze des Alters.«

So sprach Wilhelm, sich loswindend aus den Armen der guten Alten, um nicht erweicht zu werden. Denn draußen harrten seiner die Gespielen des Knaben, die Gefährten des Jünglings. Unter munteren Gesprächen und lautem Scherzen vergaßen sie, die jungen, fröhlichen Gesellen, den Ernst der Stunde. Als aber Wilhelm vor die Thür trat, die alten Eltern hinter ihm, mit dem benetzten Auge, da ward es plötzlich still. Die Jünglinge grüßten ehrerbietig, den Schmerz achtend, die Eltern; Wilhelm aber nahmen sie in ihre Mitte. Sie zogen in ernster Ruhe die Straße hinunter. Die Nachbaren und Freunde aber öffneten ihre Fenster, um dem scheidenden Jüngling ein letztes Lebewohl zuzuwinken, und Mancher fügte noch einen stillen Segen hinzu; denn Wilhelm war fröhlich und brav. Als der Zug um eine Ecke gebogen war, und Wilhelm zum letzten Male auf die weinende Mutter und den ernsten Vater zurückgeschaut hatte, da begann erst

leise eine Stimme, dann lauter, bis Alle einfielen:

Ade ihr Straßen alle,
Die ich verlassen muß:
Wie weh thut mir im Herzen
Der bittre Scheidegruß!

Ihr Eltern, Du lieb Mädchen,
Gedenket treulich mein!
Ich kann nicht bei Euch bleiben:
Es muß geschieden sein!

Ich will Euch immer lieben
Wohl in der fernen Stadt;
Ob sie auch lust'ge Brüder
Und feine Schänken hat.

Die Liebe hält so feste
Hier in dem Herzen mein,
Als wie der Baum die Aeste:
Doch muß geschieden sein!

Zu dem letzten Verse dieses alten Wanderliedes hatte Wilhelm die Lippe bewegt, aber kein Ton war über sie gedrungen. Seine Augen richteten sich unverwandt auf die Fenster eines kleinen Hauses; und er fand, was er gesucht: zwischen den heimlich gehobenen Vorhängen leuchteten ihm zwei schöne Augensterne im feuchten Glanze ent-

gegen. Da war ihm, als umdüsterten sich die Sinne, als würde er im Traume hinweggeführt weiter, weiter von Allem, was ihm theuer auf dieser Erde. Hinter dem Zuge aber öffnete sich leise das Fenster, und ein Mädchen schaute ihm nach, bis er vor dem Thore ihrem Blick entschwand. Die rosigen Wangen hatten sich entfärbt; jetzt senkte sie das liebliche Haupt; eine Thräne folgte der andern: sie konnte dem Schmerze nicht mehr gebieten.

Die jungen Gesellen zogen indessen dahin zwischen den wogenden Saatfeldern und duftigen Wiesen und über die bewaldeten Berge. Die Sonne glänzte hell, wie ein jugendliches Auge auf die blühende Erde, in das heitere Leben schaut; hoch stieg die Lerche in freier Sangeslust. Mit ihr um die Wette sangen die Wanderer ihre fröhlichsten Lieder, und selbst Wilhelm vergaß in dem allgemeinen Jubel, was da hinter ihm lag. Die gesunde Kraft ist immer mehr zur Freude gestimmt, als zum Leid. Trübsinn der Jugend ist Krankheit.

Im nächsten Dorfe kehrte die Gesellschaft ein. Das Erste, was Wilhelm in dem Gast-

zimmer aufstieß, war der Schreiber des Rentmeisters aus der Stadt.

Aennchen hatte ihm oft gesagt, daß der höfliche, modische Mensch ihrer Mutter sehr wohl gefalle und ihr zu gefallen sich bemühe. Er war Wilhelms glücklicherer Nebenbuhler. Denn der Herr Secretär durfte in das Haus der Steuerassistentenwitwe kommen, welches für den Handwerksgesellen zu vornehm war.

Auch dem Herrn Secretär wurde es beim Eintreten der Gesellen zu gemein in der Wirthsstube. Er musterte mit einigen vornehmen Blicken die plebejischen Burschen, zog die volle gestickte Börse, legte sie vor sich auf den Tisch, um sich von den armseligen Gesellen beneiden zu lassen; dann trat er an den Schenktisch und warf nachlässig ein Goldstück hin. Das zurückempfangene Geld durchzählend, bemerkte er, daß er einen Thaler zu wenig erhalten. Der Wirth, sich entschuldigend, war im Begriff das Fehlende hinzuzulegen, als Wilhelm herantrat. »Haben Sie auch,« fragte er, »das Geldstück mitgerechnet, welches Sie in Ihren Aermel gleiten ließen?«

Einen Augenblick nur war der Secretär verlegen und rief dann trotzig aus: »Was sagst Du, Schurke!« Aber das Wort war kaum über seine Lippen, als Wilhelms kräftige Faust ihn wie Blitzesschlag auf der Brust traf. Er taumelte zurück und sank zusammen. Wilhelms Auge, eben noch in wilder Glut aufgeflammt, starrte bewegungslos auf die bleichen Züge des Getroffenen. Bestürzt waren seine Kameraden aufgesprungen; einige versuchten, den Secretär ins Leben zurückzurufen; andere brachten Wilhelms Hut, Stock und Ränzel herbei und forderten ihn auf, sich eiligst davon zu machen. Willenlos ließ sich Wilhelm zur Thür hinziehen; dann aber, sich sammelnd, sagte er mit Entschiedenheit: »Ich bleibe: hat meine Uebereilung ein Unglück angerichtet, muß ich dafür büßen!« —

Traurig blickten die Gefährten auf Wilhelm; als man von der andern Seite rief: »Er lebt!« — Wilhelm trat hinzu: »Herr Secretär,« sagte er mit weicher, versöhnlicher Stimme, »es thut mir leid, Sie so hart getroffen zu haben; aber mich hat noch Niemand einen

Schurken gescholten, und bei Gott,« rief er die Faust leidenschaftlich ballend, »ich werd' es auch nie dulden!«

Der Secretär war nicht im Stande zu antworten; man brachte ihn in ein anderes Zimmer.

Unsere Gesellschaft hatte dieser Zwischenfall in der Anordnung zu ihrem einfachen Mahle gestört. Bald indessen waren die jungen Gesellen wieder in der unbefangensten Laune; munteres Gespräch wechselte mit dem fröhlichen Gesange von Liebe und Wein und den trüberen Liedern von Scheiden und Meiden — bis es sein mußte.

Als Wilhelm von dem Wirthe erfahren, daß der Secretär schon das Haus verlassen habe, reichte er mit beruhigterem Herzen den Freunden im Kreise herum die Hand, indem er sagte: »Manche fröhliche Stunde haben wir zusammen verlebt. Daran werde ich immer denken. Und wenn ich aus der Fremde wiederkehre, sollt auch Ihr mein nicht vergessen haben! Lebt wohl und grüßet mir viel tausendmal die traute Vaterstadt und meine Lieben!«

Der Aelteste des Kreises antwortete für die Uebrigen. »Du bist,« sagte er, »immer ein braver Gesell gewesen, hast nie den Kameraden verlassen und verrathen; drum wird auch Gott Dich nie verlassen!«

Vor der Thür des Hauses schieden sie — der Eine zur Ferne, die Anderen zur Heimath. Das zurufende »Ade!« — ertönte so lange sich die Blicke noch erreichten, von hier muthig im lauten Chor, von dort schwächer aus der einsamen Brust.

Wilhelm wanderte die beiden ersten Tage durch das Gebirge hin. Wenn es ihm da eng im Herzen wurde und schwer, dann blickte er um sich auf die herrliche Landschaft: so muthig stiegen die Berge empor und erhoben das männliche Haupt in die stürmenden Lüfte! Sonnig mild glänzte das Thal, wie erwachende Liebe; der eilende Bach wechselte seine traulichen und wilden Melodien; Alles athmete Kraft und Muth und Lust.

Als Wilhelm aber am dritten Tage die Ebene erreichte und er nur das einförmige Aehrenfeld sah, da glaubte er sich plötzlich von

Allem getrennt, was ihm theuer; da ergriff ihn zum ersten Male das Gefühl des Alleinseins, und die Thränen entstürzten dem Auge. Er konnte nicht weiter: das schwere Herz zog ihn zu Boden. Nie in seinem Leben hatte er sich so unglücklich gefühlt.

Aus seinem schmerzlichen Hinstarren wurde der Trauernde durch ein fröhliches Liedchen geweckt. Ein Knabe von etwa 13 Jahren, das Ränzelchen über der Schulter, zog an ihm vorüber. Munteren Blicks grüßte er Wilhelm.

»Guten Tag, mein Junge,« erwiderte dieser, der vor dem Knaben seine innere Bewegung verbarg. — »Ziehen wir vielleicht desselben Weges?«

»Wohl nicht! Sie sind doch schon etwas zu alt für ein Soldatenkind von der Schule zu Hornmarkt,« entgegnete schelmisch der Knabe.

»Du ziehst Deiner Schule so fröhlich entgegen: es muß Dir dort gefallen.«

»Wenn man es nirgends besser haben kann, ist es auch dort recht gut; aber doch bin ich nicht fröhlich, weil's wieder nach Hornmarkt und der Schule geht; ich bin fröhlich,

weil ich denke, daß es auch einmal nicht mehr dorthin gehen wird.«

»Ihr hattet wohl Schulferien?« fragte Wilhelm im Laufe ihrer gemeinschaftlichen Weiterreise.

»Wir haben sie noch, und erst vor wenigen Tagen haben sie begonnen.«

»Warum kehrst denn Du schon wieder zurück?«

»Als ich im vorigen Jahre,« erzählte der Knabe, »meine Mutter besuchte, hatte sie noch ihr eigenes Stübchen und es ging ihr noch erträglich. Da waren die Ferien eine glückliche Zeit, und ich hoffte, sie sollten es wieder sein. Aber eine Krankheit meiner kleinen Schwestern hat Alles aufgezehrt, was der Vater noch hinterlassen. Dennoch wollte die Mutter mich bis zu dem Ende der Ferien behalten. Aber ehe ich ihr und den armen Schwestern den kärglichen Bissen entzöge, lieber wollte ich betteln gehen. Die Mutter weinte, die Schwesterchen baten und wollten gern Alles mit theilen; aber gestern kam ich und heute ging ich. Schwer ist's mir geworden!«

Wilhelm verglich sich mit dem Knaben. Er hatte Thränen vergossen, während dieser in der ähnlichen, aber weit ungünstigeren Lage starken Muthes daher zog. Seit dieser Zeit weinte Wilhelm keine Thräne des Heimwehs mehr, obgleich er, das Kind des Gebirges, sich eines unheimlichen Gefühls nie erwehren konnte, wenn der Blick über die endlose Ebene streifte. Des Knaben aber nahm er sich liebevoll an, so lange ihre Straße eine gemeinschaftliche war, und mit Theilnahme hörte er das kindliche Geschwätz von einer besseren Zukunft, die der Knabe seiner Mutter und den Schwestern bereiten wolle, wenn er nur erst ein tüchtiges Handwerk erlernt und sich in der Welt umgethan habe. Wilhelm dachte bei sich, bis dahin könne die gute Mutter und die armen Schwestern längst in ihrem Elend umgekommen sein; aber er hätte es für eine Sünde gehalten, den fröhlichen Muth des Knaben durch einen solchen Gedanken zu brechen.

Zweites Kapitel.

Einige Wochen war Wilhelm bald allein, bald in Gesellschaft gewandert, da tauchten die Thurmspitzen der Residenz vor ihm auf. Eiliger wurden seine Schritte, freudiger schlug sein Herz. Jetzt stand er auf einem Punkt, wo die große Stadt sich vor seinen Blicken ausdehnte — scheinbar eine verworrene Häusermasse, ein ungeordnetes Chaos. Vor und hinter und neben ihm zogen im bunten Gemisch geschmückte Spaziergänger und schmutzige Arbeiter, glänzende Karossen, elende Karren und hochbepackte Frachtwagen. Die todte Stadt vor ihm, das wirre Getreibe um ihn, denen gegenüber er sich selber so völlig fremd vorkam, erweckten in seiner

Brust das unbehaglichste Gefühl. Wie im Traume zog er in das Thor der Stadt ein; und er mußte sich erst selbst aufrütteln, um hier das Nächste zu thun — seine Herberge aufzusuchen. Er fragte vielfach und ging oft irre, bevor er in einer entlegenen Straße das Haus auffand, aus welchem ein Wappen von Eisenblech mit den zwei großen goldenen Schlüsseln im blauen Felde heraushing. Das war die Herberge der Schlosser. Es war in den heißen Nachmittagsstunden, als Wilhelm in das Gastzimmer eintrat. Er traf hier nur einige Zunftgenossen, die, eifrig mit Kartenspiel beschäftigt, kaum ihren Blick auf ihn wandten. Bald aber kam ein junges Mädchen mit hellen Augen und blühenden Wangen, frisch und kräftig. Nach einem freundlichen Willkommen fragte sie den Fremden, ob er hier logiren werde. Auf Wilhelms Bejahen wies sie ihm eine Kammer an und besorgte rasch und freundlich, wessen der Fremde bedurfte, um es sich bequem zu machen.

Von dem Staub der Reise gereinigt kehrte Wilhelm bald wieder in das Gastzimmer zurück.

Außer seinem Aennchen hatte er nie ein

Mädchen gesehen, das ihm so wohl gefallen, als die junge Schleußnerin Jettchen. Während sie mit niedlichen, raschen Fingern die jungen Schoten spaltete, erzählte er traulich von seiner Heimath und seiner Reise. Sie auch war erst seit einigen Wochen, nach dem Tode ihrer Mutter, aus der kleinen Vaterstadt hierher zu ihren Verwandten gekommen und sehnte sich zurück nach der lieben Heimath. Wie es ihr nun so wehe im Herzen sei: das sprach sie einfach, wahr und lebendig aus, daß es Wilhelms Seele tief bewegte.

Nach dem bis gegen Abend fortgesetzten Mittagsschlafe erschien auch der Herr Wirth, Herbergsvater genannt. Es war eine ansehnlich breite und wohlgenährte Gestalt. Sein kupferfarbenes Gesicht bezeugte, daß er nicht nur einzuschenken, sondern auch auszutrinken verstehe. Wilhelm überreichte ihm seine Papiere und fügte seinen Wunsch, Arbeit nehmen zu wollen, hinzu. Gähnend und mit schläfrigen Augen sah er die Papiere ein und versprach dem Gesellen Arbeit anzuweisen, sobald die Reihe an ihn komme; dann setzte er sich zu

dem Spieltisch, wo er bald den Schlaf abschüttelte.

Indessen war es Abend geworden, und das Gastzimmer füllte sich mehr und mehr. Einige bildeten neue Spieltische, Andere setzten sich unter Gesprächen zu dem Glase. Diesen gesellte sich auch Wilhelm bei. Da erzählte Einer von den Schwächen oder Verkehrtheiten seines Meisters, von dem Geiz und den Launen der Meisterin und von den Ungezogenheiten der Kinder; der Andere von Spiel, Tanz, Mädchen. Wilhelm fand wenig Ausbeute; aber mit Wohlgefallen blickte er immer wieder auf Jettchen, die, gegen Alle gleich freundlich, von Allen mit Rücksicht behandelt wurde. Keiner der Gesellen, wie sehr auch auf dem Gesicht Manches die Roheit zu lesen war, begegnete ihr in Wort oder Handlung unanständig. Um so herzlicher wünschte ihr Wilhelm eine »gute Nacht«, als er noch frühe am Abend sein Lager aufsuchte.

Am folgenden Morgen trat Wilhelm seine Entdeckungsreise in der Stadt an. Er sah die hohen Häuser der langen Straßen mit

einiger Verwunderung und bildete sich ein, daß Die, welche die höchsten Stockwerke bewohnten, wohl die vornehmsten Leute sein müßten. Dann stand er wieder vor den mit kostbaren Sachen prangenden Schaufenstern der Kaufleute, und suchte die großen Plätze mit den Denkmälern auf, von denen er in seiner Heimath Jeden hatte reden hören, der in der Hauptstadt gewesen. So trieb er es einige Tage fort, ohne sich an allem Dem, was er sah, zu erbauen. Er wußte nicht, wo er die neuen Eindrücke unterbringen sollte; denn er hatte für sie in seinem Innern noch keine verwandten Anknüpfungspunkte.

Müde von dem Durchlaufen der Straßen, erdrückt von der Masse des Gesehenen, steigerte es noch seinen Unmuth und seine Unbehaglichkeit, wenn er bei der Rückkehr von dem Herbergsvater hören mußte, daß ihm noch immer keine Arbeit zugewiesen werden könne.

In dieser Aufregung fühlte er sich wohl zuweilen versucht, an dem Trinken und an dem Spiel Theil zu nehmen, das oft schon am frühen Vormittage begann und bis spät in die

Nacht fortgesetzt wurde. Aber ein unseliger Vorfall hatte auf ihn die abschreckendste Wirkung geübt. Am zweiten Abend, während Wilhelm selbst wieder bei Denen saß, die ihre Unterhaltung von gestern heute wiederholten, stand an einem der Spieltische plötzlich ein junger Mensch auf. Sein Gesicht war regelmäßig, selbst schön; aber die Züge verzerrten sich in einem grimmigen Lachen, und mit der kalten hohlen Stimme unrettbarer Verzweiflung, die wie Höllenklang in die Seele schnitt, sagte er: »Ihr habt mein Geld, meine Wäsche, meine Kleider; auch meine Seele soll auf Euch fallen und der Schmerz und die Klage meiner Eltern! Doch Du, Schurke, damit Du nicht noch Hunderte, gleich mir, verderbest — bestelle Quartier beim Teufel!« — Rasch hatte er ein Messer in die Brust eines Mitspielenden gebohrt und stürzte hinaus, das bluttriefende Messer hoch schwingend. Wenige Tage später wurden auf dem Armenkirchhofe der Mörder und der Gemordete eingescharrt, — jener bemitleidet, dieser unbetrauert; denn er war ein alter Brenner. So werden in der Handwerkssprache die Ge=

sellen genannt, welche nur dann arbeiten, wenn Geld, Kleider und Wäsche verspielt und vertrunken sind, ihnen Niemand mehr borgen, und der Wirth sie aus ihrem Quartier weisen will. Sittlich verderbt, gehen sie gewöhnlich rasch auch dem tiefsten äußeren Elend entgegen; und doch stirbt diese Art von Menschen nie aus. Der Leichtsinn und die Arglosigkeit werden immer neue Opfer der Verführung, um bald selbst zu verführen. Diese Kette des unseligsten Verderbens setzt sich besonders dadurch fort, daß die Besseren, wenn sie auch das Treiben ihrer Kameraden verachten, doch den Muth nicht haben, diese Verachtung offen an den Tag zu legen, ja sich sogar gemeiniglich durch die Frechheit von Menschen imponiren lassen, die an Allem, nur nicht an Schlechtigkeiten, tief unter ihnen stehen. — Zu dem Unmuth, den die Unthätigkeit erzeugt, hatte sich noch die gewisse Aussicht gesellt, daß binnen wenigen Tagen seine kleine Kasse gesprengt sein würde; als Wilhelm endlich einem Meister zugewiesen wurde. In der Nähe seiner Werkstatt miethete er sich die Schlafstelle. Ein Kämmerchen, das er mit

einem Genossen unter dem Dache eines hohen Hauses theilte, nahm ihn auf. Der Genosse war ein Tischlergeselle, Franz Klein, seine Wirthsleute ein altes greises Paar. Er, ein Schuhmacher, klopfte sein Leder und zog seinen Pechfaden vom frühen Morgen bis in die Nacht; nur am Sonntag Nachmittag trat Feier ein. Dann wurden die Zeitungen von der ganzen Woche gelesen. Mit ganzer Seele war der alte Mann bei diesem Geschäft, das er mit unwillkürlichen Bewegungen und Aeußerungen begleitete. Aus diesen konnte man mit unzweifelhafter Gewißheit schließen, welchen Abschnitt der Meister gerade unter seiner Hornbrille hatte. Wenn er beifällig lächelte und ein »gut! gut!« — ausstieß, stand er bei den englischen Parlamentssitzungen; fügte er ein »hm! hm!« bei, so las er die französischen Nachrichten; zum Artikel »Inland« schüttelte er stillschweigend das alte Haupt; und wenn er zwischen den Zähnen murmelte, was wie ein bissiges Knurren klang, so galt es dem deutschen Bundestage oder Rußland.

Sie, das alte Mütterchen, fegte, wusch,

kochte, und ließ es sich nicht verdrießen, wohl zehn Mal des Tages die hohen Stiegen mühsam hinunter und herauf zu kriechen. Wilhelm fühlte sich bald heimisch unter diesen Leuten, die gut und brav waren. Auch sein Meister und seine Arbeit gefiel ihm. Wenn er nur ein Mal in der Woche seine Eltern hätte sehen, seinem Aennchen ein liebes Wort sagen können: er wäre zufrieden gewesen. Besonders stieg die Sehnsucht in der Ruhe des Sonntags. Der erste Sonntag wurde noch glücklich mit Hilfe der Briefe überwunden, welche er in die Heimath schrieb. Aber wo der geistige Verkehr so hoch besteuert wird, daß ein Brief, der 30—40 Meilen geht, mehr als den halben Tagelohn eines Arbeiters kostet, da lastet in Wahrheit ein Verbot des Briefschreibens auf dem ärmeren Mann.

Am nächsten Feiertage bemeisterte sich Wilhelms die trübste Stimmung. Durch den Spaziergang, welchen er zum Thore hinaus machte, wurde ihm in dem dichten Haufen der geputzten Menschen nicht wohler um's Herz. Er kehrte bald wieder in sein Kämmerchen zurück. Da war es ihm dann eine rechte Erleichterung, als sein

Wirth ihn zu einem Gespräch heranzog. Er konnte nun von seinen Eltern sprechen, von seiner Heimath erzählen, und fand an den beiden gutmüthigen Alten theilnehmende Zuhörer. Sie erzählten wieder von ihren Kindern und deren Geschicke; denn die guten Eltern leben ja mehr in diesem ihrem anderen Leben der Kinder, als in dem eigenen. Auch mit Franz Klein kam Wilhelm sehr bald in ein trauliches Verhältniß. Als die Freunde einst gemeinschaftlich eine Predigt gehört, wurden Franzens Blicke von einem Mädchen angezogen, das sich durch ihre sittsamere, verschämtere Haltung von den freieren Großstädterinnen unterschied. Franz machte beim Hinausgehen den Freund aufmerksam auf die anmuthige Erscheinung.

»Das ist Jettchen!« — rief Wilhelm aus und zog den Freund mit sich zu ihr heran. Der fromme Ernst stand ihrem Gesicht nicht minder gut, als die holde Freundlichkeit, mit der sie Wilhelm sagte, daß sie immer vergeblich seinen Besuch erwartet habe. »Wenn ich,« erwiderte Wilhelm, »nicht gekommen bin, so habe ich um so mehr an Sie gedacht und von Ihnen

gesprochen. Das wird hier mein Freund bezeugen, der deshalb recht neugierig war, Sie kennen zu lernen.«

Jettchen erröthete verlegen: »Wenn Sie so Etwas sagen, glaube ich Ihnen gewiß nicht,« erwiderte sie dann. Wilhelm aber bat sie, nicht böse zu sein; da er doch nur die Wahrheit gesprochen. Franz bekräftigte die Worte des Freundes; und so setzte er sich selbst in eine Unterhaltung mit Jettchen. Die Befangenheit seines Wesens und die Innigkeit seiner Worte ließen den tiefen Eindruck errathen, welchen das Mädchen auf ihn gemacht.

Franz war von feinem Wuchs, etwas zierlicher, als für sein Handwerk erforderlich scheinen konnte; er hatte einen blonden Lockenkopf und ein blaues Auge, das, obwohl offen, doch mit einem leichten Anfluge von Melancholie blickte. Es war ein Auge, welches die dunkle Ahnung ausspricht, daß es nicht bestimmt sei, auf die Fülle zeitlichen Glückes froh zu schauen. Ein solches Auge interessirt leicht, und Wilhelm bemerkte wohl, daß Jettchen nicht ohne Theilnahme die Unterhaltung mit Franz führe. Das

konnte er auch dem Freunde zur Beruhigung sagen, als dieser ihm, so wie sie das Mädchen verlassen, in leidenschaftlichen Worten seine Empfindungen für Jettchen mittheilte. Die ganze Woche hindurch, wenn am Abende Beide aus der Werkstatt wieder in ihr Kämmerchen zurückgekehrt, wußte Franz auch die Unterhaltung auf Jettchen zu lenken. Und am Sonntage geschah es zum ersten Male, daß ihm die Zeichnenstunde übermäßig lang dünkte, da er nach derselben sogleich zu Jettchen eilen wollte. Die Zeichnenstunde hatte er schon seit seinem Hiersein in den sonntäglichen Feierstunden besucht und solche Fortschritte gemacht, daß er sich mit dem Modelliren von Zierrathen, wie sie in sein Fach schlugen, befassen konnte.

Um auch Wilhelm Lust und Liebe für diese Nebenbeschäftigung einzuflößen, hatte es keiner dringenden Aufforderung bedurft. So ungewohnt es Anfangs seinen schweren Händen und ungelenken Fingern auch war, den Bleistift zu führen: sein Eifer für die einmal begonnene Uebung erkaltete nicht. Er machte sichtbare Fortschritte und wählte sich bald aus dem dunklen

Bewußtsein, daß ihm solches einst am nützlich=
sten werden könne, das Maschinenzeichnen als
seine besondere Gattung.

Ohne großen Hang zu Vergnügungen fehlte Wilhelm doch nicht der jugendliche Trieb zur Lust. Bekanntschaften mit jungen Leuten seines Standes hatten sich im Laufe der Zeit von selbst gemacht, mannigfache Aufforderungen, an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen, ergingen an ihn. Aber die lärmenden Freuden in den Tabagien, voll trunkener Kumpane, hatten ihn mehr abgestoßen als angezogen. An einem Spaziergang über Land dagegen, unter fröhlichem Gesange und heiterem Scherz, nahm der unverdorbene Jüngling gern Theil. Da gab er sich der muntersten, unbefangensten Laune hin. Sein ganzes Wesen war dann von kräftigster Jugendfrische angehaucht und aus seinem dunklen Auge blitzte die Freude. — In der Gesellschaft, mit welcher Wilhelm seine Landpartien machte, befand sich auch ein junges Weibchen, mit glühendem Auge, fröhlichem Gesicht und einer Taille, die noch fein genug war für die üppige Fülle der Schultern. Ihr Mann hatte

einen kleinen Handel, der am Sonntage seine meisten Kunden fand, und deshalb mußte da Eins, Mann oder Frau, im Geschäfte bleiben. Das Loos aber war dem gutmüthigen und beschränkten Manne gewiß, wenn es einer Landpartie mit den befreundeten Familien galt. Diese Frau ging stets am lebendigsten auf Wilhelms muntere Laune ein, neckte ihn mit heiteren Scherzen und wußte sich bei allen gesellschaftlichen Spielen zu seiner Partnerin oder Nachbarin zu machen. Am Ende begleitete er sie auch nach Hause, während sie sich recht traulich an seinen Arm hing. Wilhelm mußte dann gewöhnlich noch in ihr Haus eintreten, um sich von dem gutmüthigen Manne einen aufrichtigen Dank für sein Bemühen sagen und sich zu Besuchen auffordern zu lassen. Dieser Aufforderung war Wilhelm noch nicht nachgekommen, obgleich sie bereits einige Male an ihn ergangen. Da traf er die hübsche Frau, als er eben am Abende aus seiner Werkstelle auf die Straße trat. Zufällig kam sie des Weges. Wilhelm mußte sie auf einigen kurzen Geschäftsgängen begleiten. Der Abend mit sei-

nem stillen Mondschein gehörte zu jenen, an denen der scheidende Sommer mit den letzten lauen Lüften von uns einen wehmüthigen Abschied nimmt. Ein dunkles Allgemeingefühl von der Vergänglichkeit des Daseins schiebt die Natur da in unsere Seele, und wir sind weich und mild, hingegeben jeder vertrauenden Annäherung. Ein solcher Abend war es, als Wilhelm mit der hübschen Frau an einem mit Bäumen und Bänken besetzten Platze vorüberging. Sie forderte den Begleiter auf, hier ein wenig ausruhend, der reineren Luft des schönen Abends zu genießen. Beide saßen eine Zeitlang schweigend neben einander, bis sie begann: »Was, Wilhelm, sind alle Annehmlichkeiten des Lebens, wenn uns das Glück des Herzens fehlt!«

»Dann sind sie,« erwiderte Wilhelm, »gewiß nichtig; aber ich hoffe, daß Sie nicht auf sich die Bemerkung anzuwenden haben.«

»Sollten Sie sich wirklich so täuschen, mein Freund? — Kann ich glücklich sein mit einem Manne, dem jeder Zug kräftiger Männlichkeit fehlt? — Ich muß mich seiner schämen,

wo ich mit ihm auch auftrete; wenigstens bin ich immer in Sorge, daß er nicht etwas Ungehöriges begeht.«

»Er scheint aber so gut zu sein und vor Allem Sie recht herzlich zu lieben.«

»Wozu nützt mir das, wenn ich ihn nicht wieder lieben kann! Er quält mich nur mit seiner Liebe. Und was seine Güte betrifft, so ist sie ja nur Folge seiner Beschränktheit. Nein, ein solcher Mann hätte am wenigsten mir zu Theil werden sollen!«

Unter Beruhigungsreden geleitete Wilhelm sie nach Hause; das traurige Geschick der armen Frau, die noch dazu so hübsch war, beschäftigte ihn recht innig. Nach einigen Tagen traf Wilhelm wieder das unglückliche Weib wenige Schritte von der Thür des Meisters. Er mußte sie wieder begleiten. Sie hing so hingebend an seinem Arm; im Laufe des Gesprächs drückte sie oft so herzlich seine Hand, und wenn sie zu ihm emporblickte, lag in ihrem Auge eben so viel inniges Vertrauen als glühendes Feuer.

Dem armen, unschuldigen Jungen an ihrer

Seite wurde es einige Mal ganz eigenthümlich warm ums Herz; er mußte sich ordentlich zusammenfassen, um frei zu athmen. Als sie aber bei der Trennung ihn mit demselben Blick lange ins Auge schaute, sich dann plötzlich an seine Brust warf, einen glühenden Kuß auf seine Lippen preßte und eben so rasch verschwunden war: da stand er mit pochendem Herzschlag und verwirrten Sinnen. Er wußte nicht, sollte er auf die Frau böse sein, oder sollte er wünschen, daß sie noch ein Mal die Scene mit ihm spiele. Aber von jetzt an lugte er jeden Abend, ehe er aus der Thür trat, behutsam nach allen Seiten hinaus, und wenn er die Harrende gewahrte, ging er im raschesten Schritt die Straße nach der anderen Richtung hinunter. Er hatte die erste Erfahrung gemacht von der Festigkeit ehelicher Bande; aber zu seiner Beruhigung hielt er seine Freundin nur für eine seltene Ausnahme. Ein anderes Ereigniß wirkte weit tiefer auf ihn.

Drittes Kapitel.

Als Wilhelm, es war schon Herbst geworden, eines Abends nach Hause kam, fand er den alten Meister, seinen Wirth, krank auf dem Bette liegen. Der alte Mann hatte beim Hinuntersteigen von seiner Werkstelle fehl getreten und sich den Fuß kurz über dem Knöchel gebrochen. Der Arzt rieth, den Kranken nach einer öffentlichen Heilanstalt zu bringen; aber seine Frau wollte ihn unter keiner Bedingung aus ihrer Pflege lassen.

Ein Armenarzt behandelte nun zwar den Kranken, auch erhielt dieser die Arzeneien unentgeltlich; aber es wurde inzwischen Nichts verdient. Das alte Mütterchen war ebenso bemüht, mit der zärtlichsten Sorge des greisen Gatten

zu pflegen, als ihre eigenen Bedürfnisse auf das Allernothwendigste zu beschränken. Sie entbehrte bald aller der kleinen Annehmlichkeiten, auf welche ein siebenzigjähriger Genuß ihr das Recht verliehen; sie darbte selbst, und doch trat die bitterste Noth ein. Wilhelm hatte hier zum ersten Male die Gelegenheit wohlzuthun, und er benutzte sie mit dem freudigsten Herzen; auch sein Kamerad Franz zeigte sich wacker. Aber wie hätte ihr geringer Verdienst hingereicht, um die mannigfachen Bedürfnisse des Kranken, die ihm nicht umsonst gewährt wurden, zu befriedigen! Die gute Alte war genöthigt ein Stück nach dem anderen von ihren geringen Habseligkeiten zu versetzen oder zu veräußern. Sie blieb dabei noch immer guten Muthes und beruhigte den Kranken, wenn er klagte: »Wie wird das enden? — was soll noch aus uns werden?« — Wilhelm fragte, ob er denn von Niemand eine Unterstützung erlangen könne.

»An wen,« erwiderte er, »sollen wir uns wenden? — Unsere Kinder sind fern, haben auch alle selbst schon Kinder, und es wird Keinem von ihnen leicht, die Seinen zu ernähren.

Von ihnen Etwas zu nehmen, würde Sünde sein.«

»Aber die Stadt:« sagte Wilhelm, »Sie sind so lange Bürger derselben, und haben redlich alle Abgaben, alle Lasten, auch in den schweren Kriegszeiten getragen!«

»Ach die arme Stadt! — Sie thut freilich Manches für die Nothleidenden; aber Nichts gedeiht ihr recht. Es werden zu viel Acten geschrieben und es wird zu wenig gethan. Und dann ist sie eine Hauptstadt: Magistrat und Stadtverordnete halten es deshalb für erste Pflicht, zu repräsentiren, hohen Herrschaften Feste zu geben und ihnen kostbare Geschenke zu machen. Wenn man bedenkt, wie viele Tausende die arme Stadt dazu braucht, dann schenkt man ihr recht gern die paar lumpigen Groschen, die man ihr allenfalls abzwacken könnte, wenn man sich zwei, drei Monate nach denselben lahm läuft und recht unverschämt betteln kann.«

»Sie ist nicht da, um Feste zu geben, sondern für das Wohl ihrer Bürger zu sorgen!«

»Das Letztere thut sie auch, aber freilich in ihrer Weise. Auf ihr Wohlthun gegen Arme

könnte man sehr gut die Worte anwenden, welche ein alter invalider Unteroffizier über seine 2 Thaler monatlicher Pension einst an einen König richtete: „Das ist nicht genug zum Leben, auch nicht zum Sterben, wohl aber zum langsamen Krepiren.“ In der Weise aber werden bei uns alle Pensionen, alle Unterstützungen an wirklich Bedürftige vertheilt; nur Solche, die auch ohnehin schon im Ueberfluß leben, werden mit vollen Gehalten verabschiedet.«

»Ist dem wirklich so, Meister? — Ich kann's nicht glauben: es wäre eben so schlimm von Denen, welche sie ertheilen, als schimpflich für Die, welche sie empfangen.«

»Still! still! Wenn Euch Jemand wegen solcher Aeußerung anzeigte: Ihr würdet als Aufwiegler mindestens zum Zuchthause verurtheilt; denn Eure Reden sind wahr!«

»Ueberlegt aber Niemand jene Verkehrtheit, bringt Niemand sie zur Sprache?«

»Gewiß schon unzählige Male ist das geschehen; aber man zuckt dazu die Achsel und spricht: das ist nun einmal nicht anders!«

»Nun, ich habe bisher gemeint, was wunderklug die großen Herren wären; aber wenn sie sich mit einem solchen Grunde behelfen! — Der kleinste Verstand begreift, daß Etwas, weil es verkehrt ist, geändert, nicht aber eben deshalb belassen werden müsse.«

»Sie würden es auch wohl ändern, wenn sie nur wüßten, wie?« —

»Mag Ihnen, Meister, ein Fuß noch so verkrüppelt und verwachsen gereicht werden: Sie nehmen Maß und machen einen für den Fuß passenden Stiefel; denn Sie haben Ihr Handwerk ordentlich gelernt. Können die Herren vom Regiment nicht auch die für den Gang des Volks bequemen Stiefel, die Gesetze machen, dann sind sie eben nur Pfuscher, die sich auf ihr Handwerk schlecht verstehen. Wer den Staat regieren will, muß zu rathen und zu helfen wissen, wenn es sich um Elend und Noth von Tausenden handelt! — Vermag er das nicht, Meister, so muß ihm doch die rechte Einsicht fehlen. Wenn ich eine Sache so recht verstehe, weiß ich auch, wo sie ihre Haken hat, und feile sie ab.«

»Ja, lieber Freund, mit den Haken: das ist eben der Teufel! An denen sitzen so viele Minister und Geheimräthe und alle ihre Vettern bis ins tausendste Glied. Es sind unter diesen Herren gewiß viele redliche, ehrenwerthe und kluge Männer; aber sie kennen das Volk nicht: wie sollen sie da die rechte Stelle finden, wo der Anfang des Helfens zu machen ist!«

Wilhelm sann viel hin und her über die Tiefen der Staatsweisheit, die in den wesentlichsten Dingen nicht zu rathen und zu helfen wisse, die Tausende im Elende lasse; nachdem dieselben ihre besten Kräfte im Dienste des Gesammtlebens verwandt. Alle, meinte er, müsse ein sorgloses Alter warten, die ihre besseren Jahre unter Mühen und Arbeiten hingebracht und die Pflichten erfüllt, welche der Staat von seinen Bürgern fordere. Ein wirklich gut eingerichteter Staat müsse die Kräfte seiner jüngeren und gesunden Mitglieder so anzulegen wissen, daß er auch den älteren und schwachen ein angemessenes, ein bequemes Dasein sichere. Der gute Wilhelm, was verstand er von der Staatskunst! — Wie eine geizige Hausfrau

alles alte Gerümpel, alle Scherben und Lappen zusammenhält, den Raum nur dadurch beengt und das Gesinde damit plagt, das alte unnütze Zeug zu scheuern, zu putzen und zu ordnen: so macht es auch die Staatskunst. Nichts von den alten barbarischen Gesetzen und Einrichtungen, von denen sich die Völker losringen wollen, möchte sie aufgeben, opfert die edelsten Kräfte für deren Erhaltung und beengt uns nur den Raum für unsere freie Entwickelung. Das will sie freilich nicht; sie will nur den Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht verlieren; weil sie in diesem allein die Gewähr für eine gesicherte Gegenwart und Zukunft sieht. Das mag sehr klug sein und sehr wissenschaftlich scheinen; aber der einfach vernünftige Mensch wird nie begreifen, daß man mit dem Guten, Rechten und Vernünftigen auch das Schlechte, Verkehrte und Unvernünftige aus irgend welchem Grunde festhalten müsse.

Während Wilhelm seine Verwunderung über das, was ihm so seltsam dünkte, immer neu dem alten Meister wiederholte, vertheidigte dieser, wenn auch nur mit gutmüthiger Ironie,

die Herren des Regiments. Indessen genas er allmählig. Kaum gestattete ihm sein Zustand vom Lager zu kriechen, so saß er auch schon wieder auf seinem dreifüßigen Schemel und arbeitete mit verdoppelter Anstrengung, um ein Dasein zu fristen, welches nur aus Arbeit, Sorgen, Noth und Elend zusammengesetzt war. Ist ein solches Dasein des Daseins werth? — ist's der Bestimmung des Menschen gemäß? — Gelehrte Herren, christliche Männer werden diese Fragen bejahen und mit Gründen ihre Antwort zu vertheidigen wissen; aber die heidnischen Bürger Athens hätten Dem ihre tiefe Verachtung bezeugt, der seine Sklaven einem Elende preisgegeben, zu welchem Tausende von Bürgern bei uns herabgedrückt werden. — Als die Noth vorüber war, dachte Wilhelm nicht weiter über die Verkehrtheiten des Lebens! Mit fröhlichem Muthe genoß er wieder seiner kleinen Vergnügungen, mit frischem Eifer arbeitete er in seiner Werkstätte und mit Lust und Liebe übte er das Zeichnen. Der sichere Blick, die leichtere Hand, welche er durch die Zeichnenübungen gewann, zeigten sich auch in der Aus-

übung seines Handwerks. Bald übertraf er an Geschicklichkeit alle seine Mitgesellen und der Meister übergab ihm die Arbeiten, welche die größte Feinheit in der Ausführung erforderten. Seine ganze Kunstfertigkeit endlich entwickelte er an einer Arbeit, die er in den Feierstunden für sich selbst ausführte. Auf einem hügelförmigen Fußgestell, in welches Blumen und Gräser zierlich eingegraben, erhob sich ein gebogener Stengel. Dieser zweigte nach oben drei Stiele ab, von denen jeder eine sehr kunstreich gearbeitete Kreuzblume trug. Das Ganze bildete den saubersten Plättrost, welchen man sehen konnte. Wilhelm hatte ihn für sein Aennchen bestimmt. Er schickte ihn an einen vertrauten Freund, welcher die Gelegenheit suchen sollte, der Geliebten sein Werk nebst folgenden Zeilen zu übergeben:

»Hast Du mich noch nicht vergessen, mein theures Mädchen? Ich habe bei jedem Schlag des Hammers, bei jedem Strich der Feile, deren mein kleines Geschenk Millionen forderte, Deiner gedacht. Es däuchte mir, als ob sich dabei Dein Bild zugleich tiefer und

immer tiefer in mein Herz eingrübe, so daß ich Dich nimmermehr vergessen kann. Und wie das Feuer um mich flammt und sprüht, so in meiner Brust die Liebe; aber ihr heller Schein wird nie erlöschen. Das fühl' ich so sicher, wie den Schlag des eigenen Herzens. Deshalb vertraue ich auch fest, daß Du mein, ganz mein werden mußt. Siehe, ich würde Dich dem Rachen des Löwen, der glühenden Lohe des Feuers entreißen: und ich sollte Dich nicht dem jämmerlichsten Vorurtheil abgewinnen! —

»Deine Mutter darfst Du mein Geschenk wohl nicht sehen lassen. Stelle es d'rum hin an einen heimlichen Ort. Schaue es alle Sonntage und Feiertage einen kurzen Augenblick an und denke dabei, wie ich Dich so herzlich liebe; dann wirst Du meiner auch nicht vergessen. Besucht Euch denn der Herr Secretär noch immer? Zuweilen tobt die Eifersucht in meiner Brust gegen ihn: ich könnte den Menschen vernichten! — aber ich halte es doch für unmöglich, daß Du mich hinter einen Narren und schlechten Kerl zurücksetzen könntest.

»Ueber das Leben und Treiben hier in der

großen Hauptstadt könnte ich Dir Manches erzählen, was sich an meinen ersten Brief anschlösse; aber ich kann mir hinter all dem Glanz und Schimmer nichts Rechtes und Tüchtiges denken. Es wird mir mehr unheimlich als froh, wenn ich so den ganzen Prunk von Hoheit und Macht an mir vorüberrauschen sehe. Deshalb glaube ich auch nicht, daß wahres Leben dahinter steckt. Es wird wohl nur Alles todte Maschinerie sein, wie die Coulissen auf dem Theater. Ins Theater gehe ich des Sonntags immer, wenn ein Schiller'sches Stück gespielt wird, und ich habe schon so oft gewünscht, daß Du einmal mit mir den Don Carlos oder Cabale und Liebe sähest. Du würdest weinen über die edlen herrlichen Menschen, welche die Bosheit zu Grunde richtet. Sieh doch, daß Du die Stücke von Schiller zu lesen bekommst: Du wirst ihn lieben und bewundern.

»Mein liebes, liebes Aennchen, ich harre mit der ungeduldigsten Sehnsucht der Zeilen, die mir von Deiner Liebe und Treue reden. Ich weiß, daß Du nicht wanken wirst, und doch verlangt es mich immer neu, die Gewiß-

heit meines Glückes von Dir zu hören. Nie werde ich aufhören, mit allen heiligsten Kräften der Seele zu sein

Dein

treuer

Wilhelm.«

Wilhelm war glücklich in dem Gedanken, daß sein Mädchen sich an seiner Arbeit erfreuen, daß sie ihm auch wohl in einigen Zeilen ihren Dank ausdrücken werde. Statt dessen aber erhielt er nach einigen Wochen einen Brief folgenden Inhalts:

»Ich schicke Ihnen den Brief und das Machwerk zurück, welches Sie sich erdreistet haben an meine Tochter zu richten. Was bilden Sie sich ein, junger Mensch, Ihre Augen auf die Tochter eines königlichen Beamten zu werfen! Ich habe meine Tochter zu etwas Besserem als für eine schmutzige Schlosserwerkstelle erzogen. Daß Sie dieselbe zum Ungehorsam gegen mich verleiten wollten, sieht einem Menschen Ihrer Erziehung ganz ähnlich. Sie werden aus dem Gesagten

hinlänglich entnehmen, daß wir uns für alle Zukunft Ihr Geschreibsel verbitten.

Annette Hellmann,
verwittwete königl. Steuerassistentin.«

Wilhelm war in innerster Seele empört über den Hochmuth der Frau und zugleich betrübte es ihn zu denken, wie bittere Stunden er seinem lieben Aennchen bereitet habe. Um so glücklicher war er, als er einige Tage nachher einen zweiten Brief erhielt. Sein Aennchen schrieb ihm:

»Ganz heimlich und in Eil, mein geliebter Wilhelm! Es war ein unglücklicher Zufall, der Deinen Brief und Dein liebes Geschenk in die Hände meiner Mutter brachte. Aber ich habe den Brief gelesen und Deinen lieben Namen geküßt; ich weiß nun wieder, daß Du mich noch liebst, und mehr bedarf mein Herz nicht. Mich schmerzt nur, daß Du Dich über der Mutter Schreiben wirst betrübt haben. Doch laß das gut sein! Die Mutter will doch nur mein Bestes. Dazu aber, mein Wilhelm, daß ich aufhören sollte, Dich zu lieben, wird sie mich nie bewegen. —

Der Herr Secretär hat kurz nach Dir unser Städtchen verlassen. — Mit tausend Küssen legt ihr Haupt an Deine Brust

Deine Anna.«

Mit der Ueberzeugung, daß sein Mädchen ihm treu bleibe, dünkten Wilhelm alle übrigen Hindernisse bedeutungslos. Er zweifelte nicht, sie zu besiegen, wenn die Zeit gekommen, an der eigenen Esse das Feuer zu schüren. Dazu sollte noch Manches erlernt werden. Aber sein redliches Streben für den Zweck wurde schon nach wenigen Monaten unterbrochen.

Viertes Kapitel.

Die Zeit der jährlichen Aushebungen zum Militärdienst war da; auch Wilhelm hatte das erforderliche Alter erreicht. Er war hoch und kräftig gewachsen, so ganz eine Gestalt für die Gardemontur. Er sah sich zwar sehr ungern herausgerissen aus der kaum begonnenen Bahn der Vervollkommnung in seinem Handwerk; doch begriff er, daß das Vaterland ein Recht habe, die Dienste seiner Kinder zu fordern.

»Gewiß,« sagte der alte Meister auf diese Bemerkung Wilhelms, »gewiß hat das Vaterland dazu ein Recht. Aber worin werden denn Eure Dienste bestehen, mein guter Schlosser? — Ihr werdet von den vielen Millionen, die das Land für unser Heer aufbringen muß, auch

Euern kleinen Theil verzehren; dazu Manches, was Ihr nie brauchen werdet, lernen, und Vieles, was Ihr mit vieler Mühe Euch angeeignet habt, wieder verlernen.«

»Das Land braucht aber ein großes Heer, um seinen Rang in Europa zu behaupten.«

»Dieser unselige Rang! Blüht unser Handel etwa mehr und unsere Gewerbe, haben wir einen höheren Standpunkt in Wissen und Bildung, wenn unsere Gesandten die Protocolle der europäischen Angelegenheiten mit unterzeichnen dürfen? — Ich glaube nicht, und doch zahlen wir dafür jährlich mehr als 20 Millionen Steuern.«

»Aber würde es nicht zu großen Verwirrungen, wohl selbst zu großen Kriegen führen, wenn so plötzlich ein Staat in Europa seine Stellung aufgäbe?«

»Wo Nichts ist, kann Nichts aufgegeben werden. Denn wenn Ihr die Zeitungen läset, so würdet Ihr schon gemerkt haben, daß wir Deutschen überhaupt bei den sogenannten europäischen Angelegenheiten nur zum Schein und Scherz mitreden, und die übrigen Staaten alle

reden eigentlich auch nur, damit die so ungeheuer kostspieligen Ministerien der Auswärtigen nicht ganz unnütz erscheinen. Das Heer soll übrigens nur zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen. Würden wir aber angegriffen und gält' es unsere Freiheit, dann würden wir auch ohne die ungeheuren, kostspieligen Vorkehrungen die Mittel finden, unsere Rechte zu vertheidigen. Wir haben das schon erlebt.«

»Das Heer, hörte ich oft, ist die Bildungsschule der niederen Stände, besonders des Landmannes.«

»Es möchte wohl noch zu entscheiden sein, ob die jungen Kerle mehr Gutes oder Schlechtes lernen; so viel ist aber gewiß, daß die Schwindsucht jetzt in dem Bauernstande auf eine vorher nie gesehene Weise um sich greift. Ich weiß es nicht, aber vielleicht ist das die wesentlichste Folge der Anstrengungen, denen der junge Körper im Militärdienst unterworfen wird. Wenn es übrigens unseren Herren um die Bildung der niederen Stände wirklich so Ernst ist, dann könnten sie mit 10 Millionen der jährlichen Militärausgaben ganz andere

Dinge erreichen, als mit den 20 und einigen Millionen, die sie jetzt brauchen, und dabei müßte das Land in denselben, ja in einen besseren Vertheidigungszustand kommen, als der jetzige ist.«

»Da könnten Sie sich um das Vaterland verdient machen, wenn Sie das Geheimniß mittheilten.«

»Spottet nur! aber nehmt einmal an, daß 10 Millionen jährlich verwendet würden, um nach und nach auf jedem Dorfe auch Schulen für Turnen, Exerciren und Handhaben jeder Waffe einzurichten. Die Knaben würden schon frühe angehalten, diese Schulen zu besuchen, und die Jünglinge setzten ihre Uebungen vielleicht nur des Sonntags Nachmittags fort: was für ein tüchtiges, kräftiges Geschlecht von Männern würde uns erwachsen! Und die Männer laßt dann jährlich ein Mal zu größeren militärischen Uebungen zusammenkommen: dürfte solchem Heere das Vaterland nicht zuversichtlicher die Vertheidigung seiner Ehre und Freiheit überlassen, als dressirten Maschinen? — Uebrigens ist ein ähnlicher Plan schon in der besten deut-

schen Kammer, in der badenschen in Anregung gebracht.«

»Lieber Meister, wenn derselbe ausführbar oder ersprießlich wäre: Männer, die mit allen Rücksichten vertraut sind, die den Zweck und die Bedeutung unseres Heerwesens genau kennen, hätten längst an seiner Ausführung gearbeitet; da er so beifallswerth erscheint.«

»Schwierigkeiten in der Ausführung wird der Plan wohl bieten; aber deshalb muß man Muth haben, und was man nicht haben muß ist Furcht vor Revolutionsgespenstern! Uebrigens wäre auch jeder andere Plan gut, der uns aus einem Zustande befreite, in welchem wir uns selbst aufzehren.«

»Die anderen Staaten Europas machen es eben so.«

»Das wird ihnen auch zum ewigen Schimpf gereichen! Spätere Jahrhunderte werden kaum begreifen, wie diese Staaten, welche sich rühmen, auf den Höhepunkten der Cultur zu stehen, deren Bewohner alle Nichts wünschen als gegenseitig Friede und Freundschaft — wie diese cultivirten Staaten doch, gleich Barbaren, ein=

ander drohen, sich vor einander fürchten, und ungeheure Kräfte opfern, nur weil ihnen das gegenseitige Vertrauen auf Rechtlichkeit fehlt. Das sind die Früchte eines eben so kostspieligen als schlechten Gewerbes, das sie, glaub' ich, die Diplomatie nennen. Wenn aber ein stehendes Heer ein nothwendiges Uebel wäre, so sagt mir doch, lieber Schlosser, warum Ihr drei Jahre dienen müßt, während die Söhne aus den besseren Ständen nur zu einem Jahre verpflichtet sind?«

»Sie sind gebildeter, fassen jeden Unterricht leichter, sind also auch militärisch leichter einzuüben.«

»Lieber Schlosser, wie gutmüthig Ihr seid! Glaubt Ihr nicht, daß Ihr und tausend Andere, die mit Euch drei Jahre dienen müssen, das Exercitium eben so leicht erlernt, als jene hundert Einjährigen? — Der wahre Grund des Unterschiedes liegt darin: man will den Satz aufrecht erhalten, daß alle Bürger des Staates gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben. Aber man mag von der zarten Jugend der vornehmeren Stände nicht fordern, daß sie im strengen Dienst drei Jahre zubringen. Und freilich wäre das

für sie sehr hart; aber es ist nicht minder hart für tausend Andere, die den Dienst eben so rasch erlernen und nur die Härte erdulden müssen, weil sie arm sind.«

Trotz des Meisters Worten trat Wilhelm in seine Caserne mit dem Vorsatz ein, auch in diesem neuen Verhältnisse alle seine Pflichten redlich zu erfüllen. Unangenehm berührte ihn indessen sogleich, daß er in seinem nächsten Vorgesetzten einen alten Bekannten erkennen mußte. Der ehemalige Secretär Krüger befehligte als Viceunteroffizier die Corporalschaft, der Wilhelm zugetheilt wurde. Ein hämisch lächelnder Blick des Unteroffiziers sagte Wilhelm, daß derselbe auch ihn sehr wohl wiedererkenne. Aber mit dem Vertrauen, daß Einem selbst der Teufel Nichts anhaben könne, wenn man seine Pflicht erfülle — kämpfte der junge Soldat die aufsteigenden Befürchtungen nieder. In den ersten Wochen hatte Wilhelm wenig mit seinem Unteroffizier zu schaffen; denn Krüger gehörte nicht zu den Exercirmeistern. Bei diesen stand Wilhelm bald vor allen Anderen in Gunst. Wenn die armen Rekruten, welche

von der Natur mit weniger Gewandtheit begabt, oder unter langjährigen schweren Arbeiten der körperlichen Beweglichkeit beraubt worden — wenn diese nicht nur mit den beschimpfendsten Scheltworten belegt, sondern auch mit Faustſtößen im Rücken, Reißen an den Ohren, Kneifen in den Armen aufs Beste bearbeitet wurden, so traf den glücklicher gebildeten Wilhelm kaum ein hartes Wort. Die Einförmigkeit des Exercitiums ergriff ihn zwar bald mit tödtlicher Langweil; indessen wurde er von manchen Uebungen seiner Kameraden dispensirt. Sehr hart aber dünkte ihm die Bestimmung, daß keiner der Rekruten während der Monate ihrer Einübung die Kaserne verlassen durfte, wenn sich nicht etwa ein älterer Soldat erbot, Diesen oder Jenen hinaus zu begleiten. So befanden sich die armen Leute in einer Gefangenschaft von 3—4 Monaten, die kaum milder ist als die Gefangenschaft in einem Strafhause. Wilhelm fragte einen älteren Soldaten um den Grund solcher Härte.

»Was, dummer Dorfteufel! nach Gründen fragst Du? — Hier giebt's keine Gründe als

die Befehle des Vorgesetzten!« — Aehnliche Antworten erhielt der Fragende von anderen Kameraden. Endlich wandte er sich an einen humanen Unteroffizier.

»Mein Sohn,« antwortete dieser, »es ist zwar naseweis, selbst subordinationswidrig, daß Du nach dem Grunde einer Ordre fragst; aber Du bist noch Rekrut, und so magst Du denn an einem Beispiel lernen, daß im Soldatenstande sich Alles auf tiefe Weisheit gründet, und Du gehorchend überzeugt sein kannst, immer das Vernünftigste zu thun. Wenn Du und Ihr Rekruten alle in 3—4 Monaten nicht aus den Kasernen dürft, so geschieht das zur Verhütung eines großen Unglücks. Denn weißt Du schon, wie Du vor allen den Vorgesetzten, denen Du begegnen kannst, die Honneurs zu machen hast? Du bist noch dumm genug, an die Mütze zu fassen, wo Du Front machen solltest, und machst wohl gar Front vor jedem ersten besten Lieutnant. Was wär' das für ein Schimpf für das ganze Regiment!«

»Es wär' aber doch immer kein Unglück

und steht mit der Härte unserer Gefangenschaft in gar keinem Verhältniß.«

»Was, kein Unglück! Denk' Dir einmal, daß Du vor dem Prinzen unrichtige Honneurs machtest: was würden Seine Hoheit dem Obersten für eine Prise geben! Und der Oberst rüffelte die Capitains und die Capitains wüschen uns Unteroffizieren den Kopf, daß der acht Tage lang brennte, und das ganze Regiment bekäme noch einmal so viel Püffe und noch einmal so viel Arrest als sonst. Du wirst also einsehen, wie nöthig es ist, die richtigen Honneurs zu machen, und wie nothwendig, daß Ihr in vier Monaten nicht ohne Aufsicht aus der Kaserne kommt!«

Endlich kam der ersehnte Tag, an welchem die Rekruten in ihre Compagnien eingestellt wurden. Die nun beginnenden Uebungen mit dem Bataillon und ganzen Regiment waren zwar etwas ansprechender; aber Wilhelm war nun auch der unmittelbaren Beaufsichtigung des Unteroffiziers Krüger anheimgefallen. Dieser hörte nicht auf, an dem jungen Soldaten bald Dies, bald Jenes zu tadeln; bald hielt Wilhelm

diese, bald jene Schulter zu hoch, und ein derber Faustschlag machte ihm das bemerklich. Seine Waffen und seine Kleidung schienen dem Unteroffizier nie sauber genug, und Niemand mußte so oft in Paradeanzug vor dem Unteroffizier erscheinen, als Wilhelm. Er duldete diese Behandlung lange Zeit mit Verachtung gegen seinen Peiniger. Aber immer mehr spürte er, daß auf die Dauer ein solcher Zustand nicht zu ertragen sei. Als ihm einst der Unteroffizier wieder durch einen derben Stoß unter dem Kinn angedeutet hatte, daß er den Kopf mehr herauszuheben habe, führte Wilhelm deshalb Beschwerde bei dem Feldwebel.

Dieser hörte ihn an und sagte dann freundlich zurechtweisend: »Dummer Kerl, weißt Du noch nicht, daß beim Militär Subordination herrschen muß! Du bist ein schlechter Soldat, wenn Du nicht die Ueberzeugung hast, daß ein Vorgesetzter nie gegen einen Untergebenen Unrecht thun kann. Links um kehrt! marsch!« — So sah sich der Kläger hinausgewiesen. Er hätte sich selbst den Ausgang dieses Versuchs vorhersagen können. Denn der Unteroffizier

Krüger arbeitete für den Feldwebel Alles, was schriftlich abzumachen war, und auch bei dem Compagniechef stand derselbe wegen seiner Anstelligkeit und Gefügigkeit in höchster Gunst. Wilhelm hatte sich nie in einer so hilflosen Lage befunden. Er dachte oft an die Lehre seines Vaters: »Es ist schmachvoll Unrecht zu dulden, niederträchtig Unrecht zu thun.« — Er war bisher stolz darauf gewesen, dem Grundsatze nachgelebt zu haben. Auf dies Bewußtsein gründete sich das Gefühl seiner Ehre, und nun wurden ihm die Pfeiler der sittlichen Kraft durch Diener des Staates selbst immer tiefer und tiefer untergraben!

Wilhelms Lage wurde noch übler, als der Unteroffizier auch den Feldwebel, auf Veranlassung jener Klage, gegen den aufsätzigen Soldaten anreizte. Seit dieser Zeit war Wilhelm jedes Mal unter Denen, die zu Strafwachen und zum Nachexerciren aufgeschrieben wurden. So wurde der Grenadier Rolf auch dem Hauptmann als einer der schlechtesten Soldaten der Compagnie bekannt, und deshalb war bald das Haar zu lang, bald zu kurz, jetzt der Czako zu

tief, dann zu hoch, das Gewehr jetzt zu weit nach hinten, dann zu weit nach vorn. Eine Schererei erging über den Grenadier, die ihm den ganzen Dienst so widerwärtig machte, daß ihn nicht mehr jeder Tadel und jede Strafe unverdient traf, wie ehemals. Sein Gemüth wurde dadurch immer tiefer erbittert, besonders gegen seinen Unteroffizier. Nur mit Aufbietung aller Besonnenheit konnte er sich gegen die Mißhandlungen desselben in den gesetzmäßigen Schranken halten. Doch als er einst durch wiederholte Schimpfreden schon aufs Tiefste verletzt worden, und der Unteroffizier endlich noch nach seinem Ohr griff, rief der aufs Aeußerste Gebrachte: »Wage es nicht noch ein Mal, schändlicher Hund, mich anzutasten!« — Eine drohende Bewegung mit dem Gewehr setzte den Unteroffizier in Schreck und Zittern. Wilhelm wußte, was ihm jetzt bevorstehe; aber er konnte es doch nicht bereuen, sich endlich in menschlicher Weise Luft gemacht zu haben.

Nach kurzer Untersuchung wurde der Angeklagte vor ein Standrecht gestellt. Der Auditeur las die im Laufe der Untersuchung

verhandelten Acten vor; dann fragte er den Angeschuldigten, ob derselbe noch Etwas in der Sache oder zu seiner Entschuldigung beizubringen habe.

»Das Gesetz,« erwiderte Wilhelm auf die Frage, »muß vollstreckt werden: ich kann und will der Strafe nicht entgehen. Auch dem mehrfachen Zeugniß der Acten, das mich einen lässigen, unordentlichen Soldaten nennt, kann ich nicht widersprechen. Daß ich aber ein solcher wurde, ist die Schuld der Willkür, welcher der gemeine Soldat preisgegeben ist. Mit dem festen Entschluß, meinem Vaterlande und meinem Könige ein braver Soldat zu werden, trat ich unter die Fahne. Eine bange Ahnung aber ergriff mich, als ich in dem Unteroffizier Krüger meinen nächsten Vorgesetzten erblickte, einen Menschen, den ich einst wegen einer Büberei thätlich und beschimpfend beleidigt hatte. — Das Gesetz, meine Herren Richter, wissen Sie, ist nur streng und die Disciplin nur eisern gegen den Gehorchenden. Der Obere kann die Macht dieser blutigen Gesetze, im Dienste seiner persönlichen Leidenschaften, furchtbar walten lassen:

der Soldat ist unbedingt dem Gebot und selbst der Willkür seines Vorgesetzten unterworfen! Das ist eine beklagenswerthe, von unserer Heereseinrichtung untrennbare Nothwendigkeit. Die Plackereien, die Mißhandlungen, welche sie einem gewissenlosen Vorgesetzten gegen mich zu üben gestattete, haben mir den Dienst verhaßt, mich selbst zu einem schlechten Soldaten gemacht. Daß sie nicht auch mein Gefühl abgestumpft, daß meiner Seele noch die Fähigkeit blieb, in Empörung aufzuflammen und meinen Peiniger zu schrecken: dessen freue ich mich! In dieser Freude werde ich jede Strafe ertragen, die mich trifft.«

Wilhelm hatte diese Worte mit einer so festen Ruhe, und doch so aus der innersten Ueberzeugung gesprochen, daß sie ihre Wirkung auf die Richter nicht verfehlten.

Als der Angeschuldigte abgetreten war, gab der Auditeur eine kurze Uebersicht der abzuurtelnden Sache und trug selbst auf das niedrigste Strafmaß an; da es unzweifelhaft scheine, daß der Angeklagte zur That schwer gereizt worden.

Die Geschwornen traten, indem jede Rang-

classe nach kurzer Berathung ihre Stimme abgab, der Meinung des Auditeurs bei.

Bei Publication des von dem Regimentscommandeur bestätigten Erkenntnisses überraschte den Verurtheilten selbst der nur auf zwölf Tage verhängte Mittelarrest.

Die Strafzeit verlief in der einsamen Zelle, auf dem harten Lager von Bretern trüb genug. Besonders beunruhigte den Gefangenen der Gedanke, daß es zwischen ihm und seinem Unteroffizier ohne Zweifel noch zu ernsteren Auftritten kommen, und er doch jedes Mal die Folgen dessen werde zu büßen haben. Um so freudiger war er überrascht, als er bei seiner Meldung vom Arrest die Mittheilung durch den Feldwebel erhielt, daß er nicht nur von seiner Corporalschaft, sondern selbst von seiner Compagnie versetzt sei. Dies hatte der Präses des Standrechts, ein Capitain, in menschenfreundlicher Vorsorge bewirkt.

Wilhelm hatte so durch seine Strafe am Ende nur gewonnen. Entgangen aber war ihm darüber die Hochzeitsfeier seines Freundes mit Jettchen. Franz hatte Jettchens Liebe gewonnen.

Ihre Verwandten, die nicht so gar sehr Theil an ihrem Geschicke nahmen, hatten in ihre Verbindung gewilligt. Franz hatte sich als Meister etablirt, und Wilhelm sah das befreundete Paar in einem beneidenswerthen Glücke. Wie fern lagen dagegen seine schönsten Hoffnungen!

Er war in seine neue Compagnie mit der Erwartung eingetreten, daß ihm nun, unter günstigeren Bedingungen, der Dienst Neigung abgewinnen werde. Aber Wilhelm, wenn auch nicht für höhere menschliche Bestrebungen entwickelt, hatte doch den Sinn für das Nützliche, wie alle gesunde und tüchtige Naturen, selbst wenn ihnen auch keine bedeutsameren Gesichtsweiten eröffnet wurden. Deshalb beklagte er die schöne Zeit, welche er nutzlos, gleichsam mit einem langweiligen Spiel verbringen mußte. Ist es nicht genug, die Handhabung der Waffen und das ganze Exercitium soweit erlernt zu haben, um kampfgerecht zu stehen, wenn das Vaterland einst ruft! Wozu jetzt noch das Scheren und Plagen mit tausend Kleinigkeiten! — Auf der Parade freilich bilden die dressirten und geputzten Leute eine muntere Erscheinung, doch keine

andere, als etwa wohl abgerichtete Affen und zierlich verschorene Pudel auch. Der Vergleich hatte für Wilhelms Gefühl etwas Empörendes, aber er mußte ihn jedes Mal machen, so oft Paraden und Revüen ihn ihre Richtigkeit empfinden ließen. Wenn er nun vollends dem Einüben der Rekruten zusah, wenn er sah, wie die Armen, denen Natur und schwere Arbeit größere Ungeschicklichkeit auferlegt, mißhandelt wurden, wie sie dann dastanden mit verbissenem Ingrimm und das menschlichste Gefühl — gegen Unrecht und Schmach zu protestiren — verschließen mußten: dann fluchte er dem ganzen Soldatenwesen. Es ist der schmutzigste Lappen von dem schmutzigen Kleide jener großen Staatskünstler, welche die Menschen nur als Kräfte ihrer Maschine kannten und berechneten.

Bei dem letzten großen Manöver widerfuhr Wilhelm eine Ehre, die ihn mit den mehrjährigen Plackereien des Dienstes hätte vollkommen aussöhnen sollen; aber ihm fehlte schon das kindliche Gemüth, um jene Ehre ganz zu würdigen.

Es war zur Rast geblasen; die Regimenter

hatten sich am Saum eines Waldes in bunten Gruppen gelagert. Die blanken Waffen, wie sie in der Sonne blitzten, die farbigen Uniformen, die zwischen dem grünen Laub hindurchschimmerten, die kräftigen Gestalten der Krieger, welche hier fröhlich lachten, dort eifrig stritten, dort wieder, in der behaglichsten Ruhe hingestreckt, ihr einfaches Mahl einnahmen — das Alles bot ein großartiges und höchst belebtes Bild. Der Fürst und die Fürstin mit ihrem Gefolge überblickten von fern her das bunte Getümmel; dann stiegen sie ab und durchschritten zu Fuß die Reihen der Lagernden. An Wilhelms Regiment gekommen, standen sie still, um von dort aus die Gruppen zu überschauen, welche auf einer Lichtung des Waldes lagerten. Da trat ein zierliches Hoffräulein an Wilhelm heran, indem sie sagte: »Schmeckt's, Grenadier?« —

»Das kann's wohl,« erwiderte Wilhelm, »wenn man so abgetrieben wird, wie wir.«

»Das Brot scheint sehr gut,« fuhr Jene fort.

»Für die Liebhaber recht gut, sonst hab' ich's schon besser gegessen,« entgegnete der Grenadier; während die Offiziere und Hofleute

zitternd bald auf den groben Redner, bald auf den Fürsten sahen, der, in der Nähe stehend, jedes Wort vernahm.

»So lassen Sie einmal kosten,« hob das Fräulein wieder an.

»Wenn Sie hungrig sind, steht mein ganzer Vorrath zu Diensten,« sagte Wilhelm, indem er Brot und Messer hinreichte. — »Wenn Sie aber nur so eine kleine Neugierde befriedigen wollten, dann wär's Schade um die liebe Gottesgabe! Man könnte einen Armen mit derselben speisen.«

Die nahestehenden Herren warfen zornige Blicke auf den frechen Schwätzer, dessen Worte die Dame überhört zu haben schien, während sie ein zierliches Butterschnittchen aus dem groben Commisbrot bereitete.

»Was treiben Sie da, liebe Bodenfeld?« fragte die Fürstin hinzutretend. — »Ah! das sieht ja sehr appetitlich aus. Lassen Sie doch kosten.«

Dem Beispiele der Fürstin mußten auch die übrigen Damen folgen, und die alten Burschen von Grenadieren sahen sich mit einem Male

von den zarten Nymphen des Hofes umschwebt, die an ihrem Mahle Theil nahmen, als wären sie wirklich auch nur Menschen. Die Damen aber kauten nicht ohne Ueberwindung das grobe Brot hinunter, während die Eine es immer noch deliciöser fand als die Andere; denn der Fürst hörte das gern. Die Soldaten indessen ringsumher jubelten laut auf über die Herablassung der hohen Herrschaften.

Als diese sich wieder entfernt, bemerkte Wilhelm zu seinen Kameraden: »Vor zwei Jahren haben wir dieselbe Geschichte erlebt, und ich jubelte mit, wie Einer. Damals wußte ich weder zu schätzen, welche Geistesgröße bei den Herrschaften dazu gehört, sich zu Menschen unserer Art herabzulassen, ohne sich dadurch zu beschmutzen, noch hatte ich scharfen Blick genug, um die bittersüßen Mienen zu bemerken, mit denen sie die ungewohnte Kost hinunterzwingen. Warum sie es aber nur thun?«

»Das will ich Dir sagen, Rolf,« sprach ein naseweiser Bursche. — »Indem die vornehmen Herrschaften die geringe Kost essen, beweisen sie uns, daß dieselbe für uns doch über-

mäßig gut sei, und dann schmeckt sie uns auch sogleich besser. Du siehst also: Menschenliebe, reine Menschenliebe steckt in der Herablassung der hohen Herrschaften. Ich lasse mich auch zuweilen herab, z. B. zu dem Hund unseres Hauptmannes, zu der Wirthschafterin unseres Feldwebels, zu unserer alten Marketenderin und zu anderen nützlichen Creaturen.

Fünftes Kapitel.

Endlich war die Zeit des lästigen Dienstes abgelaufen. Wilhelm hatte sich schon vor seinem Austritt um Arbeit beworben, und sein früherer Meister nahm einen so tüchtigen Gesellen sehr gern wieder in seine Werkstätte. Die Wohnung schlug er bei seinem Freunde Franz auf. Dieser befand sich in einer traurigen Lage, nicht ganz ohne seine Schuld. Seine Liebe für feine und kunstvolle Arbeit hatte ihn verleitet, die geschmackvollsten und saubersten Sachen anzufertigen. Aber wer kauft von einem Tischler? — Die großen Möbelmagazine bieten eine reichere und leichtere Auswahl. Für diese müssen die Tischlermeister arbeiten und sich die Preise gefallen lassen, welche ihnen der reiche

Kaufmann setzt. Da kann nur der Meister bestehen, welcher schlechte Arbeit mit glänzendem Schein liefert.

Was Wunder also, daß Franz immer weiter in seinen Vermögensumständen zurückkam, und damit auch immer mehr dem Drucke der Händler verfiel, wie das Hunderten von armen Tischlermeistern in den großen Städten ergeht. Am Sonnabend — und das wissen die Händler — müssen sie um jeden Preis losschlagen, um nur die Gehilfen auszahlen zu können. Das eigene Vermögen war nicht nur hinweggerafft, auch Schulden drückten bald den armen Franz. Als endlich einige Gläubiger auf Bezahlung drangen, vor Gericht klagten und ihn auspfänden ließen, da brach die Noth von allen Seiten herein. Franz rettete aus dem Schiffbruch seiner Habe Nichts als Weib und Kind, die er so zärtlich liebte, daß ihm das Glück seines Lebens immer noch groß genug dünkte. Er arbeitete nun wieder als Geselle, und seine Geschicklichkeit und sein außerordentlicher Fleiß schafften wenigstens so viel, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Wilhelm, dem von der

kleinen Wohnung die Kammer abgetreten worden, verwendete seine geringen Ueberschüsse gern für den gemeinschaftlichen Nutzen, und so genoß die Familie eines äußerlich genügenden und durch die Liebe der Gatten selbst reichen Glückes. Aber noch schwebte eine Klage gegen Franz. Vergebens bemühte er sich, den Herrn Buchmann zu überzeugen, daß er seine Schuld längst getilgt; und der Richter mußte ihn zur Zahlung verurtheilen, da er keine Quittung aufzuweisen hatte. Kurz vorher war seine Gattin zum zweiten Male entbunden, und die Kosten dieses Ereignisses hatten alle Hilfsquellen erschöpft. Franz bat den Gläubiger um Nachsicht, um Aufschub: vergeblich! Als die Execution in das Eigenthum erfolglos vollstreckt worden, trat wenige Tage später der Gerichtsbote ein und wies einen Verhaftsbefehl vor. Franz starrte den Mann einen Augenblick mit stummen Entsetzen an, dann rief er in auflodernder Verzweiflung: »Es ist nicht möglich: man kann mich nicht hinwegreißen von Weib und Kind: sie müßten elend verschmachten!«

Jetzt wurde die Frau inne, um was es sich

handele. Sie schlang die Arme um den Hals des geliebten Gatten; sie hielt ihn fest, als könne ihre Kraft das furchtbare Drohen abwenden; und indem sie bittend zu dem starren Vollstrecker des Gesetzes emporblickte, rief sie unter Thränen: »Sie werden den Mann, den Vater, nicht den hilflosen Seinen rauben!«

Der Mann des Gerichts entschuldigte sich mit dem strengen Gebot seiner Pflicht. Franz glaubte der Nothwendigkeit gehorchen zu müssen; aber sein Auge fiel auf den Säugling. Da brach die laute Verzweiflung aus. Krampfhaft schloß er das kleine Wesen in seine Arme; er badete es in seinen Thränen, während die Mutter das Knie des Gerichtsboten umklammerte und Erbarmen flehte. Es war ein herzzerreißender Augenblick. Der Gerichtsbote aber blieb kalt: er war an Scenen der Art gewöhnt, und ernst mahnte er den Vater, ihn nicht länger unnütz aufzuhalten. Franz legte sein Kind nieder, küßte sein Weib, das immer noch mit emporgestreckten Händen kniete, auf die Stirn und war im Begriff, willenlos, gedankenlos seinem Führer zu folgen. Da ergriff Wilhelm,

der bisher in der schmerzlich wildesten Aufregung dagestanden, plötzlich den Arm des Freundes, den er mit raschem Zuge in die geöffnete Kammer führte. Der Gerichtsbote sprang dazwischen: er wollte sich die Beute nicht entreißen lassen; Wilhelm aber schleuderte ihn mit kräftigem Arm zurück, indem er ausrief: »Unmensch, der um elenden Sold jedes bessere Gefühl verläugnet, weich' aus meinen Augen, oder meine Faust zermalmt Deinen Schädel!«

Mit glühenden Augen und aufgehobenem Arme stand er zwischen seinem Freunde und dem Schergen des Gerichts. Obgleich angegriffen, blieb dieser doch ruhig und machte vernünftige Vorstellungen; Wilhelm aber forderte mit wilden Worten, daß er das Zimmer räume, und drohte Tod und Verderben, wenn er sich je wieder blicken lasse. Nun ging der Mann mit der Versicherung, daß er für sein beleidigtes Amt Genugthuung suchen werde. Wilhelm in seiner Aufregung achtete nicht der Drohung; er sprach den unglücklichen Gatten Muth und Hoffnung ein; er wollte Hilfe schaffen. Geraden Wegs eilte er zu seinem Meister. Dieser, ein

wohlhabender Mann, saß eben beim Kaffee und dampfte aus dem großen Meerschaumkopfe behaglich seinen Kanaster.

»Guten Morgen, Rolf!« — rief er dem fleißigen Gesellen entgegen. — »Was bringt Ihr Gutes?«

»Nichts Gutes, Herr Meister.«

»Oho! Das wäre schlimm!«

»Ja wohl!«

»Na, dann nur heraus damit: redet!«

Wilhelm erzählte von seinem Freunde Franz, von dessen trübem Geschicke und dem eben erlebten Vorfall.

»Ja,« sagte der Meister, »das ist wirklich schlimm. Da habt Ihr Euch in einen üblen Handel begeben, Rolf, und es wird wohl Alles Nichts helfen: Ihr werdet brummen müssen. Aber schadet Nichts; soll Euch Nichts verschlagen: ich nehme Euch wieder, sobald Ihr loskommt.«

»Was mit mir geschieht, Herr Meister, ist mir ziemlich gleichgiltig; aber mein Freund Franz?« —

»Der wird freilich auch brummen müssen,

wenn er nicht bezahlen kann: Gerechtigkeit muß sein.«

»Ist das Gerechtigkeit, einen Menschen so zu Grunde zu richten, daß er vor Gram und Kummer siech und elend wird, seine Familie an den Bettelstab kommt, an Seel' und Leib verdirbt und am Ende der Stadt zur Last fällt! Wem kann dadurch gedient sein, als der häßlichsten, rachsüchtigsten Bosheit?«

»Rolf, Ihr versteht das nicht: Gerechtigkeit muß sein.«

»Aber ist es denn Gerechtigkeit, Elend, unsägliches Elend zu bereiten?«

»Rolf, ich sage Euch, Ihr versteht das nicht: Gerechtigkeit muß sein!«

»Nun gut, Herr Meister! ich will auch Gerechtigkeit schaffen und rechne dabei auf Ihre Hilfe: schießen Sie mir 50 Thaler vor! In anderthalb Jahren habe ich die Schuld abgearbeitet, und Sie haben ein gutes Werk gethan.«

»Rolf, ich habe Euch immer für einen verständigen Menschen gehalten; aber erst hetzt Ihr Euch die Gerichte auf den Hals und gleich hinterher wollt Ihr die Dummheit begehen, funfzig

Thaler an ein Lumpenpack zu leihen. Und wer soll mir denn die drei Thaler wöchentlich für Euch abarbeiten, wenn Ihr im Loche sitzt?« —

»Aber haben Sie doch Mitleid, Herr, mit dem armen Weibe, mit den elenden Kleinen!«

»Ich habe Nichts zum Fortwerfen! und wenn Eure Leute da nicht untergehen sollen, wird Gott schon für sie sorgen. Nun laßt das dumme Zeug gut sein, und geht an Eure Arbeit! Macht nur den Griff an dem Feuerschürer recht sauber: er ist für eine gnädige Frau.«

Wilhelm stand noch einen Augenblick, als könne er nicht gehen ohne einen besseren Bescheid; aber der Meister zeigte ihm eine so feste, entschiedene Miene, daß er in ihr einen unabänderlichen Entschluß lesen konnte.

Wilhelm kehrte am Mittage voll Betrübniß, daß er seinem Freunde keine Hilfe brachte, nach seiner Wohnung zurück. Groß aber war der Jammer, den er hier fand. Franz war von dem Gerichtsboten aus der Werkstätte abgeholt worden; Jettchen hatte soeben die Nachricht erhalten. Wilhelm suchte sie zu trösten; aber er konnte doch Nichts versprechen, als daß er für

sie und für ihre Kinder alle seine Kräfte aufbieten werde: den Gatten, den Vater konnte er ihnen nicht zurückgeben.

»Was meinen Sie,« fragte die geängstigte Frau, »wenn ich mit meinen armen Kleinen zu Herrn Buchmann ginge, er unser Elend, unseren Jammer sähe: würde er sich nicht erbarmen?«

Wilhelms Vertrauen auf die Menschen war, seit ihm sein Meister heute so unerwartet begegnete, zwar sehr erschüttert worden, doch meinte er, der Versuch könne wenigstens nicht schaden. Er hörte den Erfolg desselben am Abende. Herr Buchmann hatte anfangs streng und hart jede Nachsicht verweigert; dann war er aber freundlicher geworden, er hatte bedauert, daß eine so hübsche junge Frau an einen so leichtsinnigen Mann gekommen sei, der sie ins Verderben gebracht. Schon zur Strafe dafür könne er den Schuldner nicht losgeben; aber die Frau solle sehen, wie er keineswegs ein harter, unbarmherziger Mensch sei: er wolle sich ihrer und der Kinder annehmen. Wilhelm dünkte das Benehmen des Mannes sehr seltsam, und er sagte aufgebracht: »Wenn er uns den Franz nicht

freigeben will, braucht er sich um uns nicht zu kümmern; wir werden auch ohne ihn durchkommen!«

»Wenn er aber erst,« wandte Jettchen ein, »Theilnahme für uns gefaßt hat, dann erbarmt er sich auch gewiß unserer Noth, und er giebt uns den Vater frei.« — Gegen Hoffnungen ist Nichts einzuwenden, und Wilhelm ließ sie der armen Frau.

Eine Woche verging. Jettchen hatte täglich ihren Mann besucht, und Wilhelm fand sie an jedem Abend trauriger. Denn Franz, eine weiche Natur, erlag fast seinem Geschick. Er war überzeugt, daß sein Gläubiger ihn das Jahr hindurch, wie es die Landesgesetze gestatteten, im Gefängniß halten werde. Seine ganze Hoffnung setzte er auf Wilhelm, der auch seinen wöchentlichen Lohn unverkürzt an die Gattin seines Freundes gab. So waren Frau und Kinder wenigstens vor dem tiefsten Elende geschützt. Auch Herr Buchmann hatte seine zugesagte Hilfe nicht mangeln lassen. Er war selbst gekommen, hatte sich sehr theilnehmend gegen die Frau erzeigt und weggehend ein Geschenk an

Geld zurückgelassen. Wilhelm wußte nicht, was er über ein solches Benehmen denken sollte; doch meinte er, der Mann könne unmöglich guten Herzens sein, und deshalb sei es besser, sich ihm nicht zu verpflichten; auch bedürfe man solcher Hilfe nicht. Doch bald mußte er anderer Meinung werden. Der Gerichtsbote hatte gegen ihn denunzirt; die fiscalische Untersuchung war eingeleitet, und Wilhelm, der nicht leugnen konnte, sich thätlich gegen den Beamten vergangen zu haben, wurde zu dreimonatlicher Festungsstrafe verurtheilt. Dies Urtheil dünkte Wilhelm dafür, daß er einen Freund in Schutz genommen, empörend hart. In der That! das Gesetz ist nirgend strenger, als wo es gilt, die Diener der öffentlichen Gewalt zu schützen. Und was schützt uns gegen die nur zu häufige Roheit und Brutalität dieser Diener der Macht und gegen ihre Aussagen auf Amtseid? — Etwa die Heiligkeit des Eides? — Ein verhaßtes Amt kann nie ohne eine steigende Verhärtung des Gemüths fortgeführt werden; und wer hätte nicht auch schon den Leichtsinn und die Gleichgiltigkeit erfahren, mit denen die unbegründetsten Aussagen

auf den Amtseid genommen werden? — Und diese Aussagen entscheiden über unsere bürgerliche Ehre, über unsere Freiheit! — Noch weniger als das Urtheil wollte es Wilhelm gerecht erscheinen, daß man nicht den Beginn seiner Strafzeit hinaussetzen wollte bis zur Loslassung seines Freundes. Eine Familie ihrer letzten Stütze zu berauben: das hielt er für barbarisch. — Dem Unrecht muß die Strafe folgen. So will es die Gerechtigkeit. Aber furchtbar ist oft das Mißverhältniß, in welchem die Strafe zu dem Wesen des Verbrechens, zu der sittlichen Schuld des Verbrechers und zu dessen besonderer, persönlicher Lage steht. Wenn wir dies Mißverhältniß nur mit der Unmöglichkeit, den besonderen Fall besonders zu beurtheilen, entschuldigen: so sollten wir auch ferner nie mehr ein Wort von dem hohen Standpunkt unserer Cultur reden; wir sollten bekennen, daß wir noch tief in der Barbarei stecken und alle unsere Kräfte, unser Denken und Sinnen darauf zu richten haben, wie wir uns eine wahrhaft menschliche Bildung erringen. — Die Lage auf der Festung an sich war erträglich: Nahrung und

Kleidung genügten dem nothwendigen Bedürfniß, und die auferlegte Arbeit konnte von einem gesunden Menschen selbst ohne große Anstrengung geleistet werden. Aber Wilhelm theilte sein Zimmer mit 24 Leuten, die größtentheils aus Räubern, Dieben und Betrügern bestanden.

Am Abend des ersten Tages seines traurigen Aufenthaltes an diesem Orte trat ein großer Kerl von wildem Ansehen auf Wilhelm zu, indem er fragte:

»Wie lange, Kamerad?« —

»Drei Monate,« erwiderte Wilhelm.

»Kleiner gemeiner zum ersten Male?« — fragte der Andere.

»Ich verstehe die Frage nicht.«

»Du weißt nicht, weshalb Du hier bist? ha! ha! Brauchst unter uns nicht jüngferlich zu thun! Also unter fünf Thalern hast Du Dich gehalten? — Da hast Du lumpig genug angefangen.«

»Womit?«

»Nun, mit der freien Kunst der langen Finger!«

»Herr, ich bin kein Dieb!« — rief Wilhelm empört.

»Was nicht ist, kann noch werden,« entgegnete der Andere ruhig. »Dann wohl so eine kleine Fälschung oder Betrug?« — Wilhelm wandte dem Frager verächtlich den Rücken; dieser aber packte ihn mit starker Faust an der Schulter, um ihn höhnend wieder umzudrehen. Doch eher er sich dessen versehen, faßte ihn Wilhelm an der Brust, stellte ihm das Bein und legte ihn so der Länge nach, unter schallendem Gelächter der Uebrigen, auf die Erde.

Für Wilhelm hätte aber kein günstigeres Ereigniß sich hier zutragen können. Bei diesen rohen Menschen verschaffte körperliche Kraft, List und Schlauheit allein Achtung. Es wagte wenigstens Keiner mehr, offen gegen Wilhelm aufzutreten. Dennoch litt er genug von ihnen. Ihre Gespräche drehten sich nur um Schmutz und Verbrechen. Die Kühnheit oder Schlauheit, mit der diese ausgeführt worden, stempelten den Thäter zu einem Helden; jede sittliche Regung war eine Feigheit, eine Niederträchtigkeit. Wilhelm bebte zurück vor der menschlichen Entartung,

die hier so offen zur Schau getragen wurde, daß jedes Wort fast ein sittliches Verbrechen war. Und doch waren die Meisten, wenn Wilhelm mit den Einzelnen sprach, keineswegs so tief verderbt, ja fast in Allen lebte die Sehnsucht nach einer inneren Reinigung, nach der Befreiung von der Last der Sünde und Schuld. Aber wenn es schon in dem gewöhnlichen Treiben des Lebens, unter den Mühen des Tages so selten ist, daß die Sehnsucht zum Guten und Edlen sich die Bahn bricht: wie wäre das in diesem Pfuhle der Unsittlichkeiten möglich? Der Stock und einsames Gefängniß halten die Ausbrüche der wildesten Roheit wohl im Zaum; aber Nichts leitet den Bösen zur Erkenntniß seiner tiefen Entsittlichung, Nichts unterstützt und kräftigt die guten Entschlüsse des Schwachen. Bedauerlich sind da die Schlechten, weit bedauerlicher die Guten. — Das innigste Mitleid empfand Wilhelm für einen jungen Bauernsohn. Seine Eltern waren wohlhabend; er hatte eine für seinen Stand gute und sittliche Erziehung genossen. Zum Militärdienst ausgehoben, war er einem boshaften Vorgesetzten in die Hände

gefallen; und es war ihm wie einst Wilhelm in demselben Verhältnisse ergangen. Aber er hatte, von seinem empörten Gefühl übermannt, den Schurken ergriffen und ihm die erduldeten Mißhandlungen hart vergolten. Zwanzig Jahre unter dem Auswurf der Menschheit zuzubringen, war der Unglückliche dafür verurtheilt, daß er einmal menschlich empfunden. Schon nach wenigen Jahren hatten sich die Zeichen der Verzweiflung auf seiner Stirn, in seinen Augen ausgeprägt; und wenn er nicht in Wahnsinn endet, wird doch das Leben nie mehr ein Freudenlächeln auf seine Lippen locken. So ahndet das Militärgesetz den Augenblick, in welchem der Mensch vergißt, daß er nur Maschine sein soll! — Wer wird es leugnen wollen, daß in unseren Heeren der unbedingte Gehorsam walten müsse? Aber wenn dabei immer wiederholt Erscheinungen hervortreten, die mit der ganzen Denk- und Empfindungsweise der Zeit im schroffsten Gegensatze stehen und unser sittliches Gefühl aufs schneidendste verletzen, so muß es eine ernste Aufgabe der Zeit werden, den Heereseinrichtungen eine Gestalt zu geben, die nicht

im Widerspruche steht mit unseren Anschauungen von Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Wilhelm hatte an Franz einige Male geschrieben und die Nachricht erhalten, daß er noch immer im Schuldgefängniß schmachte, daß aber Herr Buchmann sich gegen seine Familie höchst menschenfreundlich bezeige und dieselbe vor aller Noth schütze. Der gute Franz konnte sich die sonderbare Weise des Mannes eben so wenig erklären, als Wilhelm. Für diesen schlug endlich der Tag der Freiheit, als der Unmuth über seine Lage schon die verzweifelnde Höhe erreicht hatte. Zu dem Unwillen über die Roheit seiner Kameraden hatte sich bald das drückende Gefühl der verlornen Freiheit gesellt, und nicht minder peinigte ihn der Gedanke an die Schmach seiner Strafe.

Sechstes Kapitel.

Wilhelm verließ den schrecklichen Ort, wo er das Härteste erduldet, was das Leben ihm bisher geboten, mit der festen Hoffnung, denselben nie wieder zu betreten. Als er das dunkle Thor der Citadelle hinter sich hatte und die Gräben und Wälle, als er über die freie, weite Ebene hinblickte und zu dem blauen Himmel empor: da füllte sich sein Auge mit Thränen — des Schmerzes, der Freude. Der Staub fiel von seiner Seele und das Herz ging auf für jedes gute, edle Empfinden. Was er auch mochte erlitten und erduldet haben: es lag überwunden hinter ihm, und die Welt war wieder schön! — Am Abende stand er vor der Thür, wo er eine freundliche Aufnahme erwartete.

Erst nach wiederholtem Klopfen wurde ihm geöffnet. Jettchen, die Gattin seines Freundes, war mehr überrascht als erfreut, ihn wiederzusehen. Wilhelm in seiner Freude wurde dessen erst inne, als sie auf seine Frage nach Franz und nach den Kindern nur halbe, verwirrte Antworten gab. Er dachte nicht weiter über den Grund nach und wollte in seine Kammer gehen. Jettchen machte eine Bewegung, wie um ihn daran zu hindern, aber schon hatte er die Thür geöffnet. Da stand ein fremder Mann vor ihm.

»Haben Sie etwa meine Kammer anderweit vermiethet?« fragte Wilhelm.

»Ach, nein,« erwiderte Jettchen verlegen, »es ist Herr Buchmann.«

Dieser schien Wilhelm gar nicht zu beachten, nahm seinen Hut und sagte zu der Frau: »Ich komme nächstens wieder, um die Sache weiter zu besprechen.« Jettchen leuchtete ihm die Treppe hinunter, und durch Wilhelms Kopf fuhr der erste Gedanke des Mißtrauens gegen die Gattin seines Freundes. Ihre Verlegenheit und Einsilbigkeit war nicht geeignet, seinen Argwohn zu bekämpfen.

Am folgenden Morgen ging Wilhelm sogleich zu seinem Meister, der ihn mit freundlichem Gesicht und mit den Worten empfing: »Guten Morgen! Rolf. Ist's gut bekommen? — Ihr werdet nun eingesehen haben, daß Gerichtsdiener für das arme Pack nöthig sind, und Ihr werdet sie in Zukunft bei ihrer Amtsübung nicht mehr stören.«

Wilhelm erwiderte auf diese weisen Bemerkungen Nichts, sondern fragte nur, ob er in die Werkstelle gehen könne.

»Heute noch nicht, Rolf. Euer Platz ist besetzt, und ich muß erst einen neuen für Euch einrichten; aber morgen früh könnt Ihr gleich anfangen.«

Wilhelm benutzte die freie Zeit, um seinen Freund zu besuchen. Mit Thränen in den Augen fiel ihm Franz um den Hals. »Du guter Mensch,« sagte er, »wie kann ich Dir je vergelten, was Du für mich ertragen!«

»Wenn es Dir nur geholfen hätte!« erwiderte Wilhelm, »aber ich muß Dich ja noch an diesem verdammten Orte treffen!«

Franz zuckte betrübt mit der Schulter, in-

dem er sagte: »Ich hoffe von Tag zu Tag auf meine Freiheit.«

»Ich fürchte sehr, Dein Hoffen sei vergebens, guter Franz.«

»Das wäre schrecklich! Aber wenn ich die Meinen wieder unter Deinem Schutze weiß, werde ich wenigstens leichter mein Loos ertragen, in welchem auch mein Jettchen mir so redlich zur Seite steht. Ein treuer Freund ist ein großes Gut, aber die Treue und Liebe eines Weibes ist doch der köstlichste Schatz des Mannes. Ohne sie müßte ich jetzt verzweifeln. Täglich besucht sie mich, und wie sich das Gefühl unserer innigen Liebe in der Brust immer neu bestärkt, so erhebt sich auch wieder die Hoffnung auf eine schöne Zukunft.«

»Die möge Dir werden!« wünschte ihm Wilhelm mit einem treuen Händedruck, ohne sich der Befürchtung erwehren zu können, daß eine schmerzliche Täuschung den Freund einst aus dem Wahne seines Glückes aufrütteln könnte.

Von diesem Gedanken angeregt, kam er nach Hause. Er fand die Thür wieder verschlossen, und keine Antwort erfolgte auf sein

Klopfen; doch meinte sein wacher Argwohn drinnen wispernde Stimmen zu vernehmen. Er wollte sich Gewißheit verschaffen. Deshalb ging er die Treppe nur um einige Stufen hinunter und setzte sich hier nieder. Eine Viertelstunde, die ihm der unruhige Sinn weit verlängerte, mochte er geharrt haben, als die Thür sich leise öffnete. Eben so leise erhob sich Wilhelm auf seinen Zehen. Er sah Jettchen einen spähenden Blick über den Flur werfen, und dann zur Thür hineinwinken. Herr Buchmann trat hervor, legte noch rasch den Arm um den entblößten Nacken des schönen Weibes, um in einem langen, wollüstigen Kuß Abschied zu nehmen. Jetzt hielt sich Wilhelm nicht länger. Zornübermannt sprang er hervor, und hatte den Verführer schon am Kragen gepackt, um eine Gewaltthat zu begehen, als es ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß er dadurch Nichts verbessere, wohl aber auf's Neue mit dem Gesetz zerfallen könne. Er führte den Herrn Buchmann nur zur Treppe, indem er mit noch immer wild funkelnden Augen sagte: »Jetzt mögen Sie noch ein Mal die Treppe hinunter

gehen; treffe ich Sie wieder, elender Mensch, dann wird es Sie gewiß gereuen, das Glück einer Familie mit niederträchtigen Künsten zerstört zu haben!«

Zitternd schlich Herr Buchmann davon; während Wilhelm sich zu Jettchen wandte, die mit erbleichendem Antlitz dagestanden. Sein zorniger Blick traf sie vernichtend. In laute Thränen ausbrechend, klagte sie: »O, ich unglückliches, unglückliches Weib!«

»Aber eben so schlecht als unglücklich,« sagte Wilhelm im schneidenden Tone.

»Sie haben ein Recht mich zu verachten, und doch, doch —« schluchzte sie das Gesicht verhüllend.

»Die schändliche Verrätherin an der Ehre ihres Mannes, die feile Buhlerin, darf sie etwas Anderes fordern?« fragte Wilhelm streng.

»Ob ich den Schimpf verdiene, darüber steht meinem Manne nur das Urtheil zu; ich gehe es zu empfangen!«

Mit der Miene eines gerechtfertigten Unwillens hatte sie sich erhoben, und war im Be-

griff das Zimmer zu verlassen. Wilhelm vertrat ihr den Weg.

»Was wollen Sie thun?« sagte er, »den Mann noch unglücklicher machen, als er schon ist, ihn in Verzweiflung stürzen?«

»Er wird dann auch hören, daß ich ihm das schwerste, unseligste Opfer gebracht, welches der Mann vom Weibe fordern kann!«

»Verstehe ich Sie recht, Frau? nicht schnöde Lust hätte Sie in die Arme jenes Menschen geführt?«

»Ich hasse, ich verachte ihn aus tiefster Seele. Er empfing den Preis für die Freiheit meines Mannes.«

»Entsetzlich! empörend!« rief Wilhelm, dessen Verachtung gegen das unglückliche Weib sich in tiefes Mitleid umgewandelt hatte. — »Und wann erhält Franz die Freiheit?«

»Von Tag zu Tag hat er mich mit Hoffnungen, mit Versprechungen hingehalten,« erwiderte die Frau im herabgestimmten Tone der Hoffnungslosigkeit.

»Ha, der Schändliche! Vergebens werden Sie das heiligste Gut des Weibes geopfert haben.«

Die Frau brach wieder in Thränen aus, und Verzweiflung stand auf ihrem Gesicht. Wilhelm sah, daß es hier an ihm sei zu entscheiden, zu handeln.

»Franz,« sagte er, »darf nie erfahren, was ihn betroffen. Ich werde schweigen: darauf gebe ich Ihnen mein heiliges Versprechen; von Ihnen aber fordere ich, daß Sie jenem niederträchtigen Menschen nie wieder nahen. Den festen Entschluß theilen Sie ihm sogleich schriftlich mit und fügen von meiner Seite die Drohung hinzu, daß ich, dem Sie sich zu entdecken gezwungen worden, den ganzen Handel möglichst öffentlich machen würde, wenn Franz nicht schon morgen seiner Haft entlassen sei.«

Jettchen fügte sich in Alles. Wilhelm selbst übernahm die Bestellung des Briefes. Herr Buchmann erbleichte, als er ihn eintreten sah, und seine Hand zitterte, während er den Brief las. Dann sagte er, indem er dem ernsten, ruhigen Blicke Wilhelms auszuweichen suchte: »Ich werde die Bitte der armen Leute erfüllen.«

»So stellen Sie mir darüber eine schriftliche Zusicherung auf Ihr Ehrenwort aus.«

»Wozu das? Sie würde ja doch keine gerichtliche Giltigkeit haben.«

»Aber in öffentlichen Blättern, im Zusammenhange mit der ganzen Geschichte vielleicht ihre Wirkung nicht verfehlen,« entgegnete Wilhelm mit scharfer Betonung, und Herr Buchmann fügte sich schweigend der Anforderung. Wilhelm steckte das Blatt ein, nachdem er es durchgelesen, und mit einem Blick der tiefsten Verachtung wandte er dem verhaßten Menschen den Rücken. Am folgenden Morgen beeilte sich Herr Buchmann, des Schuldners Freilassung zu bewirken. Er war frech genug, dafür den Dank des armen Franz persönlich zu empfangen, indem er sich die Freude nicht nehmen ließ, demselben die Entlassung aus der Haft selbst anzuzeigen. Dabei sprach er viel confuses Zeug von den Heimsuchungen Gottes zum Heil unserer Seele, von Trübsal und Noth in dem Herrn.

»Bis hierher,« schloß der fromme Mann, »hat der gnädige Wille unseres himmlischen Vaters Sie geführt, er wird auch ferner Ihr Leiter sein auf den dunklen Pfaden dieser sündigen Welt. Mich aber hat der Herr zum Rüstzeug

seines Willens gegen Sie erwählt; mein Herz seufzte in Aengsten; aber ich war stark in dem Werk christlicher Liebe zu Deiner Seelen Seligkeit, Du, mein Bruder in Christo!«

Der gute Franz hörte das Alles mit innerster Zerknirschung an und wäre dem frommen Schurken vor Freude und Dankbarkeit gewiß um den Hals gefallen, wenn ihn die Achtung vor dem reichen Manne nicht daran gehindert hätte. Um so stürmischer eilte er nach Hause, um so glühender drückte er das geliebte Weib an seine Brust. Aber je liebevoller Franz war, um so tiefer wurde die Frau von dem Bewußtsein ihrer Schuld ergriffen. Thränen entstürzten ihrem Auge, krampfhaft wogte ihre Brust; das Weinen ging in ein lautes Schluchzen über; sie drängte den zärtlichen Gatten von ihrer Brust zurück und im verzweifelnden Tone rief sie aus: »Laß mich! laß mich: ich bin Deiner Liebe, Deiner Treue unwürdig! ich bin tief, namenlos elend!«

Franz begriff nicht, was ihr sei; aber überrascht, beunruhigt suchte er die Hände, mit welchen sie das Gesicht bedeckte, hinwegzuziehen,

indem er liebevoll bat: »Sieh' mir ins Auge, Jettchen, und sprich, was Dir geschehen!« — Sie aber suchte ihn abzuwehren und vermochte nicht zu reden. »Jettchen,« bat er wieder, »was Dich auch quälen mag: Du kennst meine innige, treue Liebe; vertraue ihr!«

»Du hast meiner Liebe auch vertraut, und ich habe Dich betrogen, schändlich verrathen und betrogen! Siehe, hier liege ich vor Dir: Verzeihung will ich erflehen, aber ich vermag's nicht. Unser Band ist zerrissen vor Gott, sei's auch vor den Menschen!« — So hatte sie in der heftigsten Bewegung gesprochen, war auf ihre Knie gesunken und stürzte jetzt leblos zu Boden. In Franzens Seele aber wurde es schrecklich klar und finster. Er starrte nieder auf das todte Weib, ein Sinnbild seines vernichteten Lebens; er schlug mit der geballten Faust auf die Brust, er rang die Hände gegen die Stirn; aber kein Gefühl, kein Gedanke wollte sich losringen; es war Alles ausgestorben hier und dort. Er war zu milden Herzens, als daß sein Schmerz einen andern Ausbruch, als den der Thränen gefunden hätte. Da trat Wilhelm

ein. Beim Anblick der beiden Gatten errieth er sogleich, was hier geschehen. Ernst reichte er dem Freunde die Hand und sagte: »Ermanne Dich und schone Deines unglücklichen Weibes.«

»Du weißt?« fragte Franz düster.

»Sie hat Deine Freiheit mit ihrem Seelenfrieden erkauft.«

»O, wär' ich lieber zum scheußlichsten Kerker auf ewig verdammt: ich hätte es leichter ertragen, als diesen Gedanken, den ich nicht fassen kann, der mich wahnsinnig macht!«

Wilhelm versuchte indessen, die unglückliche Frau aufzurichten und sie auf ein Bette zu legen. Franz war nicht hart genug, um ihn dabei nicht zu unterstützen; wiewohl es ihn schaudernd durchbebte, als er den Leib berührte, in dem ihm vor wenigen Stunden noch sein ganzes Glück gelebt und der ihm jetzt entweiht, ent-entehrt, verpestet dünkte. Als sie dann hingestreckt dalag, weilte er auf ihr mit einem wehmüthigen Blick, als gälte es einem ewigen Abschiede. Wilhelm aber führte ihn mit sich in seine Kammer und sprach zu ihm manches tröstende, ernste Wort. Er überzeugte wohl

Franzens Verstand, daß die Veranlassung der Untreue und die tiefe Reue ihn zur Verzeihung zwinge, ja daß die Büßende ihm fortan eine treuere Lebensgefährtin sein würde, als hätte ihr Versuchung und Schuld nie genaht; aber oft ist der Verstand leicht zu überzeugen, wo die tiefe Wunde des Gefühls unheilbar bleibt.

Vier Wochen vergingen. Schwül und dumpf, wie ein drohendes Ungewitter, lasteten die Tage auf den unglücklichen Gatten. Die schmerzliche Spannung der Gemüther aber löste sich nach und nach durch den Hauch der Milde und des Wohlwollens, mit welchem man sich gegenseitig berührte. Zarter, reiner wurden nie zwei Gemüther gestimmt, als hier, wo von der einen Seite Verzeihung mit jedem Thun, mit jedem Blicke erstrebt, von der anderen dieselbe als eine heilige Pflicht anerkannt wurde. Und wenn Wilhelm unter ihnen war, so wußte er sie, ohne daß es gesucht erschien, durch Wort und That, besonders aber durch manche frohe Erinnerung glücklicherer Tage, in immer lebhafter Beziehung zu einander zu erhalten. So wuchs das gegenseitige Vertrauen; der Funke der Liebe

aber mußte sich neu entzünden an der gemeinschaftlichen Sorge und Liebe für die unschuldigen Kinder. Und hätten sie den Zwiespalt der Eltern nicht am härtesten gebüßt? Die vereinte Kraft der Liebe zu den Eltern ist der einzig feste Ankerpunkt für die sittliche Entwickelung des Kindes. Haben sich aber die Eltern in Mann und Frau geschieden, ist das Band der Ehe und Einheit innerlich gelöst, und muß nun das Kind seine Liebe theilen und zuwägen, hier an den Vater, dort an die Mutter: dann ist es ein Glück für das Kind, mit seiner Liebe ganz auf Eins von Beiden, auf Vater oder Mutter angewiesen zu sein, damit es nicht zur Heuchelei und Verstellung gewöhnt werde. In der Ehe, wie überall im Leben, ist es besser, die Form zu zerbrechen, wenn der ihr entsprechende Geist gewichen, als durch das Bewahren der Form den Geist und das Leben zu erheucheln. Zwischen Franz und Jettchen aber war das Band, trotz dem Verschulden der Frau, nur äußerlich zerrissen. Der wahre Inhalt, der Geist der Ehe ist die Liebe, welche Mann und Weib zu der innigsten Gemeinschaft verbindet, und diese Liebe

Bayerische Staatsbibliothek München

hatte sich mit den reinsten Flammen in Franzens, in Jettchens Brust neu entzündet. Aber sie bedurfte einer neuen Weihe, eines Moments tiefer Erregung: das fühlten die Gatten wohl, Wilhelm aber erkannte es deutlich. Deshalb sagte er an einem Sonnabend: »Seit ich das elterliche Haus verließ, fühlte ich in der neuesten Zeit zum ersten Male wieder das Bedürfniß, zum Abendmahl zu gehen. Es soll morgen geschehen.«

Jettchen, wie plötzlich von einem erwärmenden Sonnenstrahl berührt, schaute auf ihren Mann. Er verstand, was in ihrer Seele vorging.

Wohl Keiner von den Tausenden, die regelmäßig nach vier und sechs Wochen ihr Gemüth sanft und angenehm erregen lassen durch die Erinnerung an das für uns vergossene Blut und den für uns hingeopferten Leib, wird mit so tiefem Schauer der menschlichen Schwäche und Schuld zu den Stufen des Altars treten, als es hier Menschen thaten, die das wahre Bedürfniß trieb. Jeder Vorgang, welcher tief, stärkend und erhebend auf die Gemüther der Menschen einwirken soll, muß selten wiederkehren.

Deshalb irren Die gar sehr, welche in dem wachsenden Besuch der Kirchen ein Zeugniß für die wachsende Religiosität und Sittlichkeit erblicken; vielmehr zeugen gefüllte Kirchen nur von der wachsenden Gedankenlosigkeit im Volke, der es bequemer ist, sich Sittlichkeit vorpredigen zu lassen, als sich zu derselben durch gesteigerte Einsicht heranzukämpfen. Darum auch ist jede Sittlichkeit, welche durch Predigten eingesogen wird, eben so ungeschickt wie träge in der Anwendung; während die Sittlichkeit, zu welcher die Einsicht heranbildet, sich mit der begeisterten Kraft der That verbündet.

Erhoben und gestärkt, demüthig und bescheiden verließen die Gatten die Kirche. Vor derselben stand Herr Buchmann, mit selbstgefälligem Blick die heraustretenden Damen musternd. Als er aber die drei Leute sah, von denen die Frau sich mit innerem Erbeben und Abscheu von ihm wandte, die Männer ernste, strafende Blicke auf ihn richteten: da machte er ein Armsündergesicht, wie es zu dem schwarzen Gesangbuch mit den reichen Goldverzierungen und dem großen Kreuz auf dem Deckel paßte. Solch Gesicht

Bayerische Staatsbibliothek München

würde den männlichen und weiblichen Modenarren und Heuchlern, die mit ihrer Frömmigkeit und ihrem Herrgott kokettiren und betrügen, auch besser zu dem goldverzierten Gesangbuch und ihrer Elendigkeit stehen, als die feurigen, die schmachtenden und die schlauen Blicke, welche nach einem anderen, als dem himmlischen Reiche trachten.

Wilhelm trennte sich unter einem passenden Vorwand von den beiden Gatten, ehe sie die Wohnung erreichten. Als diese allein ihr stilles Zimmer betraten, durchdrungen von der Ruhe eines gereinigten Gemüths, und als sie nun einander in das versöhnte und verklärte Antlitz schauten: da sanken sie sich in die Arme; Thränen, milde, selige Thränen füllten das Auge, und der Bund der Herzen war neu geschlossen, fest, innig, ewig. — Der Abgrund des Verderbens, an welchem sie sich gesehen, zu dem sie so schändlich verlockt, schwand doch nie aus der Erinnerung der Frau.

Bayerische Staatsbibliothek München

Siebentes Kapitel.

Wilhelm war den Schaaren gefolgt, die dem großen Platze zuströmten, wo die sogenannte Kirchenparade gehalten wurde. Diese militärische Sonntagsfeier sind die Honneurs, welche die allerhöchsten Herrschaften dem Höchsten machen lassen. Mit welchem Wohlgefallen wird Gott auf dies Spiel mit Menschen und mit Waffen blicken? Wilhelm sah demselben mit der Befriedigung zu, nicht mehr an ihm Theil nehmen zu müssen. Da erscholl neben ihm der Ruf: »Meine Börse!« — und zugleich fühlte er sich mit den Worten: »Der hat sie!« am Kragen gefaßt. Wilhelm wandte sich um und erkannte in dem Angreifenden den Feldwebel Krüger, seinen früheren Unteroffizier.

Mit dem Ausruf: »Du, Schurke, bist der Rechte mich zu beschimpfen« — hieb er zürnend auf den Verhaßten. Diese Vorgänge folgten einander im kürzesten Augenblick. Sogleich auch griffen und schlugen die Umstehenden nach Wilhelm, während die Worte: »Ein Dieb! ein Dieb!« — im weiteren Kreise erschallten.

Wilhelm suchte sich unter Versicherungen seiner Unschuld der Angreifenden zu erwehren; aber vergebens. Seine Worte wurden übertönt. Wie der Wogenschwall des Meeres über den rettungslos Versinkenden, stürzte die andringende Menge über ihn. Da erwachte sein Zorn: wie ein Eber, welcher sich der Meute zum Todeskampfe stellt, schüttelte er den Einen ab, warf er den Anderen zu Boden und seine starke Faust traf immer mit zurückschreckender Gewalt. Wäre die Menge nicht größer gewesen, als eine Meute prinzlicher Hunde, er hätte sich den Weg gebahnt. Aber jetzt enger und enger umschlossen, wurde er nach wüthender Gegenwehr zu Boden geworfen; er war in Gefahr erdrückt, zertreten, zerrissen zu werden, als ein Polizist hinzukam. Während dieser ihn nach dem nahen Wachthause

führte, waren freche Buben und gemeine Weiber besonders eifrig, an dem Unglücklichen zu zerren, ihn mit Spott und Hohn zu verfolgen. Der Bestohlene und der Feldwebel waren in die Wachtstube gefolgt. Wilhelm, obgleich gänzlich erschöpft, wies ihre Anschuldigung lebhaft zurück. Zwar wurde die vermißte Börse nicht bei ihm gefunden, aber sie war in der Hand Krügers, der sie dort aufgehoben haben wollte, wo man den Arrestanten niedergeworfen hatte.

Die neugierige und gaffende Menge verlief sich allmälig; und nun wurde Wilhelm mit gebundenen Händen durch Wachtmannschaften und den Polizeicommissarius nach dem Gefängniß abgeführt. Der Polizist wollte es sich nicht entgehen lassen, mit dem Bericht über die Verhaftung des Uebelthäters zugleich einen Beweis seiner Untersuchungskunst zu liefern. Er begann die Voruntersuchung, in Gegenwart eines Schreibers, mit der Aufforderung an den Verhafteten, durch unnützes Leugnen sich nicht selbst die Gefangenschaft zu verlängern; die Beweise gegen ihn seien so augenfällig, daß er bestraft werden müsse, ob er sein Verbrechen eingestehe oder

nicht. Wilhelm erwiderte, daß ihn Nichts bewegen werde, sich selber einer That, die er verabscheue, schuldig zu erklären. Eben so wurden alle wiederholten Vorstellungen des Inquirenten zurückgewiesen. Da gab dieser endlich dem Schreiber einen Wink, auf welchen sich derselbe entfernte. Dann nahm der Polizist einen Rohrstock zur Hand, und indem er die Schwungkraft desselben vor den Augen des gebundenen Arrestanten spielen ließ, sagte er: »Wenn Du nicht gutwillig ein offenes und freies Geständniß ablegen willst, so habe ich hier ein treffliches Mittel, die Wahrheit herauszubringen.«

»Dessen Sie sich aber gegen mich nicht bedienen werden« — erwiderte Wilhelm.

»Das sollst Du sogleich erfahren« — sprach der Commissarius, indem er den Stock erhob.

»Ich bin in Ihrer Gewalt, aber zugleich in Ihrer gesetzlichen Obhut: Sie werden mich gesetzmäßig behandeln. Eine körperliche Züchtigung darf nur als verhängte Strafe vollzogen werden.«

»So werde ich sie verhängen und vollziehen« — rief der Mann hohnlachend und

hieb mit starken Streichen auf den Gefangenen ein.

Wilhelm, vor Zorn bebend, achtete weniger des körperlichen Schmerzes, als er vielmehr die Erniedrigung empfand, mit der man ihn beschimpfte.

»Nun, mein Bürschchen, wird das gefruchtet haben? willst Du jetzt ein offenes, freies Geständniß ablegen?« —

»Ich will es; lassen Sie den Secretär wieder eintreten.«

Das geschah, und Wilhelm sagte, indem er mit festem und ernstem Blick den Commissarius anschaute: »Ich bekenne, daß ich den Mann tief verachte, der die Zeugen seiner Handlungsweise scheuen muß, und daß dies das letzte Wort ist, welches Sie von mir erzwingen werden.«

»Das ist ein abgefeimter Bursche, mit dem ich mich nicht länger ärgern will. Ueberliefern Sie ihn dem Criminalarrest« — befahl der Commissarius dem Schreiber; und Wilhelm wurde in eine Gesellschaft von Dieben und Betrügern eingeführt.

Die Erregung, in welche eine rasche Folge

gewaltsamer Ereignisse den Gefangenen versetzt hatte, ließ nach, und er verfiel in ein dumpfes Brüten. Neben den Bildern der eben erlittenen Schmach drängte sich die Erinnerung an die alten Eltern und an das geliebte Mädchen schmerzlich hervor: er sah ihren Kummer, ihre Thränen, ihren endlosen Schmerz. Da erst fühlte er sich in innerster Seele geknickt.

Seine Mitgefangenen waren menschlich genug, ihn am ersten Tage mit ihren Fragen zu verschonen. Sie führten ihre Unterhaltungen fort, als ob der neue Ankömmling gar nicht in ihre Mitte eingetreten wäre, wie denn auch er da saß, als gebe es nichts mehr außer ihm. Endlich erwachte er aus seinem Brüten; verworrene Gedanken fliegen durch seinen Kopf, wilde Empfindungen pochen an seiner Brust; dunkel nur liegt die Erinnerung in ihm, wo er sei; und es sich deutlich zu machen, zittert er. Schon ist es tief in der Nacht. Durch das kleine Fenster mit den Eisenstäben wirft der Mond helle Streifen über die Schläfer ringsum. Die wilden, wüsten, falben Gesichter mit dem struppigen Haar und rauhen Bart zeigen im

unbewachten Schlaf die offenen Züge der rohen Leidenschaften, der sittlichen Verworfenheit. Das blasse Licht des Mondes mit seinem tiefen Schatten macht den Anblick dieser Unglücklichen grauenhaft. Wilhelm mußte sein Auge von ihnen wenden. Er stand auf, und an den Ofen gelehnt schaute er hinein in die milde Scheibe des Mondes. — In wie keckem Muthe hatte sich seine Jugend gewiegt, mit wie fröhlichen Hoffnungen war er aus der Heimath gezogen, und des redlichsten Strebens war er sich bewußt! Wie stand doch all' sein Hoffen und Wollen im herben Gegensatz zu Dem, was er gelitten und erfahren! Bitterer Ingrimm ergriff seine Seele: er ballte die Faust, er schlug sie wider die Brust, die ihm so schrecklich gelogen von guten Menschen, von seligen Stunden; und grollend dann betete er empor zu seinem Gott: »Warum duldest Du das elende Gewürm, welches Deine Erde zu einem schmutzigen Strom von Bosheit und Schandthaten macht? — Deine Gerichte sind zu langsam! Stelle sie mir gegenüber, die zitternden Sünder und die trotzigen Schurken, zum Kampf auf Leben und Tod: ich

will sie fällen mit eiserner Faust, und sie werden zerstieben vor meinem Grimm, wie die Wolken vor dem Wehen des Windes. Ha, Kampf, Kampf, wüthender, unversöhnlicher Kampf mit den Feinden, mit den Peinigern der Menschheit!«

»Was treiben Sie, bester Freund? — Legen Sie sich ruhig nieder: es ist gegen die Hausordnung, jetzt zu wachen und Phrasen aus der französischen Revolution zu declamiren. Am Tage können Sie uns damit unterhalten, wenn Sie ein hübsches Talent haben« — wisperte eine dünne Stimme.

Wilhelm war, ohne auf den Sprechenden zu hören, umgesunken. Die Fäuste hatte er krampfhaft geballt; das Herz pochte, der Kopf fieberte, gepreßt gegen die kalten, harten Steine. So fand den Gefangenen der Morgen: kein Schlaf hatte sein Auge erquickt. Er erhob sich, als die Genossen Einer nach dem Anderen zu dem Eimer schlichen, um ein Frühstück einzunehmen, das wirklich hydropathisch ist.

Wilhelm musterte seine Gefährten, die eine seltsame Zusammenstellung bildeten. Von dem

kaum zum Jünglinge gereiften Knaben bis zum Manne mit dem greisen Haar waren alle Lebensalter, von der bettelhaftesten Armenjacke bis zum elegant geschnittenen Frack des Stutzers alle Kostüme repräsentirt. Diesem Orte des Verbrechens ist es bis jetzt allein gelungen, die Menschen zu der Gleichheit zu erheben, welche die Edelsten durch die Tugend vergebens erstrebt haben. Dieser Gedanke mochte Wilhelm beschäftigen, als sein Auge auf einem Manne haftete, der, von kleiner, zierlicher Gestalt und anständig gekleidet, eben beschäftigt war, eine silberne Brille auf die scharf heraustretende Nase zu setzen. Er hatte ganz die Gesichtszüge eines Schurken, so eines geheimen Polizisten; und in einem Gefängniß konnte man ihn zunächst für Einen der Elenden halten, die von dem Untersuchungsrichter zu hartnäckig leugnenden Angeschuldigten gesteckt werden, um diese auszuhorchen — auch ein Mittel, welches der Inquisitionsproceß erfunden, um das Sittengesetz zu verhöhnen und sich selbst zu brandmarken.

Als der Kleine die Brille aufgesetzt, wandte er sich an Wilhelm, während dieser meinte, daß

sein blinzelndes Auge nach einer ganz anderen Richtung hinschaue. »Sie haben, mein Verehrtester,« sagte er, scheinbar immer links sehend, »eine schlechte Nacht gehabt: gewiß ist Ihnen die Verhaftung sehr zur ungelegenen Zeit, sehr überraschend gekommen.«

»Ueberraschender, als selbst der Tod.«

»Ei, das wäre! — So überlegt, so vorsichtig also, und noch so jung.«

Wilhelm, der die Meinung des Kleinen nicht vollkommen verstand, erwiderte: »Da war Nichts zu überlegen oder vorsichtig zu sein: ich war eben vom heiligen Abendmahl gekommen —«

»Da zeigt sich ja schon ein erfreulicher Fortschritt religiöser Gesinnung seit der Gründung des Vereins für die Heiligung des Sonntags« — sagte ein junger Mann von herrlichem Wuchs, während sein schönes, schwarzes Auge in bemitleidender Verachtung über Wilhelm hinstreifte.

Dieser fuhr fort, die Veranlassung seiner Haft zu erzählen. Der Kleine mit der Brille drückte sein Bedauern aus über Wilhelms Unstern, während ein Lächeln des Unglaubens deut-

lich genug um seine Lippen spielte; Andere winkten sich zu, wie wenn sie sagen wollten: »Der lügt schon gut genug!« —

Nur der junge Mann, welchen die Uebrigen »Baron« nannten, weilte jetzt mit ruhig forschendem Auge auf Wilhelm, und sagte dann: »Sie haben wenigstens den Trost, daß Sie sich wie ein wilder Stier gewehrt. Hätten Sie nur noch Einigen den dummen Schädel eingeschlagen, damit sie zu offenen Köpfen gekommen wären! Dieser Pöbel, mit welcher Ehrfurcht beugt er sich vor den Leuten, die ihm Ehre, Gewissen, Glück und jedes höchste menschliche Gut frech rauben, um ihren ungezügelten Leidenschaften zu fröhnen! Glücklich schon fühlt er sich, nur von fernher in scheuer Ehrfurcht den Glanz ihrer Feste zu sehen, den Jubel ihrer schwelgerischen Mahle zu hören. Derselbe demüthige Pöbel aber wüthet gegen einen armen Teufel, der sich, vielleicht in der dringendsten Noth, vielleicht um dem tiefsten Elende zu entgehen, an ein geringes Gut seines Nebenmenschen wagte! Und das belegt man mit dem schönen Namen 'Gerechtigkeitssinn des Volkes.'«

»Eine gewisse Feinheit,« sagte der Kleine, »ist doch der Manier nicht abzusprechen, mit welcher die verzehrenden Klassen der Gesellschaft die arbeitenden benutzen. Wie unübertrefflich pfiffig ist es, das Volk glauben zu machen, Alles — reisen, jagen, schmausen, Hunde, Pferde und Maitressen halten — das Alles geschehe nur zu seinem Besten, und man bringe damit dem Vaterlande ein hohes, nicht genug zu ehrendes Opfer. Nur ein heller, großer Geist konnte der Sache eine so pfiffige Deutung geben. Was ist gegen solche Manier, offen und gesetzmäßig die Dummheit auszubeuten, die plumpe Gewalt oder der alberne Zufall eines Diebstahls!«

Der Baron und der Kleine führten vorzugsweise in der Gesellschaft das Wort und beherrschten dieselbe. Die Art von Achtung, deren sie bei den übrigen Gefangenen genossen, gebrauchten sie dazu, die heftigsten Ausbrüche der Rohheit zu hindern oder zurückzuweisen. Während der Freistunden gingen die Gefangenen meistens paarweise auf dem Hofe spazieren. Da erfuhr Wilhelm von dem Kleinen, daß der sogenannte Baron ehemals Feuerwerker in der

Artillerie gewesen sei; dann nach längerer Abwesenheit plötzlich in der Hauptstadt als Baron auftretend, großen Aufwand gemacht habe. Das hatte den Verdacht auf ihn geleitet, daß er bei einem bedeutenden Diebstahl betheiligt sei.

Der Baron wiederum, der sich besonders an Wilhelm anschloß, machte Mittheilungen über den Kleinen. Er war ehemals Schreiber bei einem Justizcommissarius gewesen. Da hatte er Gelegenheit gefunden, sich selber Kunden und eine sogenannte juristische Winkelpraxis zu verschaffen. »Solche Menschen,« sagte der Baron, »sind gemeinlich jeder Niederträchtigkeit fähig und graben dem Wohlstande vieler Familien das Grab. Sie sind um so gefährlicher, als ihre ganze Thätigkeit im Finstern schleicht; und sie sind neben den anderen Uebeln in der geheimen Justizpflege fest eingenistet. Unser Kleiner hatte eine ausgezeichnete Praxis, und er soll gar arge Betrügereien verübt haben. Mir ist zwar heimliche Tücke und schleichender Betrug vor Allem zuwider; aber greift doch Lug und Trug durch alle Verhältnisse hin! — Sie belügen sich gegenseitig mit erheuchelter Liebe und

Sorge, mit erheuchelter Treue und Ergebenheit; sie betrügen einander mit Vaterlands- und Volkswohl, wo sie nur die persönlichen oder Standesinteressen im Auge haben; sie betrügen einander mit Worten und Thaten. Alle freilich tragen schwer an den Folgen eines so unheilvollen Zustandes, am schwersten aber das arme Volk: Millionen gehen unter im physischen, Millionen verkommen im geistigen Elend. Hätte man auch nur die Absicht, Wahrheit und Recht zur Herrschaft zu bringen: Jeder würde sich bestreben, ein gesetzmäßiger, ein guter Mensch zu sein. Aber wer da sieht und empfindet, daß man überall nur den Schein sucht, doch das Wesen des Guten und Rechten aus Selbstsucht oder Schwäche geflissentlich vermeidet: dem kann ich es kaum verargen, wenn er es nicht so genau mit der Ehrlichkeit nimmt.«

Wilhelm wußte nicht recht, inwiefern er der Erörterung des Barons widersprechen oder ihr beistimmen solle; doch antwortete er: »Ich selbst möchte Niemand ein Unrecht anthun; aber die Leute, welche da Recht und Gesetz nach ihren Launen, nicht nach den Forderungen der Vernunft

und des menschlichen Gefühls machen, hasse ich von ganzer Seele.«

»Ei,« sagte der Kleine, welcher zu den Beiden eben herantrat, »das sind die klügsten, pfiffigsten Leute. Sie glauben gar nicht, was in so einem guten, recht guten Gesetz für ein Schatz von Feinheit steckt! Ein Laie freilich — der findet Nichts, dem ist Alles klar; aber nun geht ein Jurist daran: der schreibt Ihnen ganze Bände voll über ein kleines Gesetzchen und weist dann nach, daß es zu den herrlichsten Streitfragen Veranlassung gebe, daß sich tausend juristische Zweifel an dasselbe anschließen, die der eine Richter so, der andere so entscheiden könne. Dann wird so ein Gesetz der köstlichste Schatz in der Hand des klugen Mannes.«

»Wie ist es nur möglich, daß man Etwas, das vernünftig und klar ausgesprochen ist, so vielfach deuten kann?«

»Ach, mein Werthester, was reden Sie von vernünftigen und klaren Gesetzen? — historisch nur müssen die Gesetze sein; sie müssen sich an alte römische oder deutsche Rechtsbestimmungen anschließen und dieselben fortbilden! Für Ge-

setze, die sich aus Grundsätzen der Vernunft herleiten, gehört ein einfacher gemeiner Verstand, der das Rechte schon mit dem ersten Griffe herausfühlt. Der rechte Jurist aber besitzt einen so scharfen, spitzen Geist, daß ihm eine einfache Auffassung der Verhältnisse ganz unmöglich ist. Er ist voll von tausend Rechtsbegriffen, die ihm bei der geringsten Frage gegenwärtig sein müssen, wenn er nicht gegen jenen Ausspruch eines alten Rechtslehrers oder gegen diese neuere Bestimmung verstoßen will. So verachtet ein tüchtiger Jurist auch ein Urtheil aus den Gesetzen der Vernunft und des eigentlich menschlichen Rechtes: er muß sicherere Stützen — Meinungen und Aussprüche, die oft über zweitausend Jahre alt sind — für sich haben! — Und nun hat der Jurist noch die Form: ach das ist ein gar köstliches Ding, die juristische Form! Die kennt Niemand genau, als eben der Jurist, und deshalb kann er auch so viel mit derselben ausrichten. Eine Sache mag so gerecht sein, daß sie der liebe Herr Gott selbst nicht anfechten könnte: der Jurist kann sie verloren machen, wenn er nur einen einzigen kleinen Fehler gegen

die Form herauswittert. Ja, meine Herren, es ist eine feine Sache — die Rechtsgelahrtheit; und wohl nur die Theologie kann es an Feinheit und Schlauheit in dem Drehen und Wenden der Sachen und im Aufdenkopfstellen der Vernunft mit ihr aufnehmen.«

Wilhelm verstand von all' den Worten des Kleinen nur so viel, daß Vernunft und Recht wenig oder nichts mehr mit einander gemein hätten; und das meinte er im Laufe der Untersuchung immer mehr einzusehen. Er hatte geglaubt, schon nach dem ersten Verhör sogleich auf freien Fuß gesetzt zu werden. Der Untersuchungsrichter schien auch ein wohlwollender, menschenfreundlicher Mann, beruhigte ihn bei den Klagen über sein unverschuldetes Unglück und war nur nicht von der Forderung abzubringen, daß der Angeschuldigte sein Verbrechen eingestehe: die Börse, welche man auf dem Flecke, wo er niedergeworfen worden, gefunden hatte, und die beeidigte Aussage des Feldwebels Krüger sprachen zu stark gegen ihn. Die Versicherungen seines Meisters und Franzens, seines Wirthes, von der gewissenhaften Rechtlichkeit

Wilhelms, die ihn über jeden Verdacht eines gemeinen Verbrechens hinausstelle — boten kein genügendes Gegengewicht. Mehrere Monate waren vergangen, und Wilhelm hoffte immer noch auf einen glücklichen Ausgang. Da eröffnete ihm der Untersuchungsrichter mit aller Milde und allem Wohlwollen, daß der Angeschuldigte zur Strafe für sein freches Lügen zu zehn Streichen verurtheilt sei. Wenn derselbe indessen noch jetzt der Wahrheit die Ehre geben und sein Gewissen durch ein offenes, freies Geständniß von der Last der Schuld reinigen wolle: so werde er, der Richter, bewirken, daß die gegen den Angeschuldigten verhängte Strafe aufgehoben werde. Wilhelm versicherte bei Allem, was dem Menschen heilig ist, daß er lügen würde, wenn er etwas Anderes bekenne, als er ausgesagt habe. Auf den Wink des Richters wurde er nun abgeführt, nicht in sein Gefängniß, sondern in eine enge Zelle, wohin auch der Richter folgte. Beim Anblick der Ketten, die in dem Gemach herumhingen, und der Züchtigungsinstrumente, wallte es furchtbar in Wilhelms Brust auf. Es wurde ihm befohlen sich

zu entkleiden; er verweigerte es. Da ergriffen ihn zwei der Gefängnißschließer; Wilhelm aber riß sich los, schmetterte die Angreifenden zu Boden, sprang dann auf den Bock, über welchen der Züchtling gespannt wird, und riß eine eiserne Handschelle herab von der Wand, mit welcher er Jedem, der ihm nahe, den Schädel einzuschlagen drohte. Er war in einer an Wuth grenzenden Aufregung. Vergebens verschwendete der zagende Richter seine besten Worte; vergebens machten die Schließer den Versuch, sich des Empörers zu bemächtigen: er achtete mit flammenden Augen auf jede ihrer Bewegungen und zeigte deutlich, daß es ihm mit seinem Drohen Ernst sei. Der Richter ließ nun den Inspector des Hauses herbeirufen. Dieser brachte zwei Soldaten mit sich und forderte Wilhelm auf, sich zu ergeben, wenn er nicht die Gewalt der Waffen erfahren wolle.

»Stoßt nur Eure Bajonnette in meine Brust! — Besser sterben, als die empörendste Schmach erdulden!« — rief der Aufgeforderte.

Nun befahl der Inspector den Angriff mit gefälltem Bajonnette. Die Soldaten drangen

ein. Wilhelm wich geschickt ihrem Stoße aus, ergriff beide Gewehre, sie den Soldaten zu entreißen; aber in demselben Augenblick wurde er von den beiden Schließern angefallen. Von seinem höheren Standpunkt herabgerissen, setzte er, schon zu Boden geworfen, den Widerstand, wie ein zum Grimm gereizter Löwe, fort. Aber vergebens. Die Häscher verstanden es, die fesselnden Schlingen mit schlauer Gewandtheit um Hände und Füße zu werfen. So wurde der Uebelthäter in ein einsames, finsteres Gefängniß geworfen. Mehrere Tage zehrte er hier an seinem Ingrimm, der ihm die Welt elend, die Menschen hassenswürdig darstellte. Endlich wurde er aus dem scheußlichen Loch herausgezogen, um nun widerstandslos und ohnmächtig die empörende Strafe an sich vollziehen zu lassen. Kein Laut des Schmerzes wurde von ihm gehört; aber er knirschte ingrimmig mit den Zähnen, und in seinem Auge glühte ein verzehrendes Feuer der Wuth. Sogleich wieder gefesselt, wurde er aufs Neue in das finstere Gefängniß zurückgeführt. Der Zustand trostloser Verzweiflung und wilder Empörung, in welchem

sich sein Gemüth befand, hätte ihn wahnsinnig gemacht, wenn nicht die Natur erbarmungsvoller wäre als die Menschen. Sie warf den Unglücklichen in ein Nervenfieber. Erst nach zwei Monaten konnte er aus dem Krankenhause wieder in das Gefängniß zurückgeliefert werden. Inzwischen war sein Urtheil gefällt. Da nur ein Zeuge seine Schuld bekundete und das eigene Geständniß fehlte, so konnte ihn nur die außerordentliche Strafe treffen. Die außerordentliche Strafe soll verhängt werden, wenn nur ein unvollständiger Beweis vorliegt, und sie erreicht etwa die Hälfte des gewöhnlichen Strafmaßes. Aber der Angeklagte ist entweder schuldig, und dann gebührt ihm die volle Strafe; oder er ist unschuldig, und dann muß er freigesprochen werden. Jede Vermittelung ist hier ein Unding, verhöhnt die Vernunft, wie jede Vermittelung bei Fragen der Sittlichkeit. Sie kann höchstens die Härte der Unvernunft mildern, ist aber nie selber vernünftig. So ist die außerordentliche Strafe auch eine Nothwendigkeit, welche bei der Unvernunft des Inquisitionsprocesses von der Menschlichkeit geboten wurde. Bei diesem ge-

heimen Processe hängt von dem Untersuchungsrichter und dessen meist vorgefaßter Meinung allein das Urtheil über den Angeklagten ab, wenn der volle Beweis nicht zu führen, oder das eigene Geständniß nicht zu erlangen ist. Der Richter, welcher weder den Angeklagten noch die Zeugen sieht oder hört, kann selten eine volle moralische Ueberzeugung von der Schuld oder Unschuld gewinnen; und deshalb ist auch sein Urtheil so oft ein halbes — halb Verdammung, halb Lossprechung: außerordentliche Strafe. Sie rettet das Gewissen des Richters. Ein Aufheben dieser Strafe aber, ohne den furchtbaren Inquisitionsproceß auszurotten, ohne Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einzuführen — bürdet dem Richter eine Verantwortlichkeit auf, vor der das Gewissen jedes rechtlichen Mannes zurückbeben muß. In absoluten Staaten giebt es nur eine Vernunft, weil es nur einen freien Willen giebt; alles Uebrige ist Knecht, Diener, Maschine — selbst der Richter. Als Maschine kann der Richter auch nur das Urtheil nach den Acten eines Inquisitionsprocesses fällen. Aber der 13. Artikel der Bun-

desacte gestattet keine absoluten Monarchien mehr in Deutschland. Dieser Artikel hat auch den Richtern ihr Gewissen zurückgegeben: sie haben ein Recht zu fordern, daß sie sich dessen volle Reinheit bewahren können.

---

bewußt gestattet keine absoluten Monarchien mehr in Deutschland. Dieser Artikel hat auch den Richtern ihr Gewissen zurückgegeben; sie haben ein Recht zu fordern, daß sie sich besser volle Freiheit bewahren können.

Achtes Kapitel.

Sechs Monat Festungsstrafe und Verlust der bürgerlichen Ehre war die außerordentliche Strafe, welche Wilhelm traf. Auf die Eröffnung, daß er von diesem Urtheil noch an eine höhere Instanz appelliren könne, erwiderte er: »Ich habe genug an *einem* ungerechten Urtheil und erwarte von unseren Gesetzen kein besseres.«

Uebrigens brachte das Urtel nicht die Wirkung auf ihn hervor, welche es einige Monate früher gemacht hätte. Nach seinem Gefühl konnte ihn Aergeres nicht treffen, als er schon erlitten hatte, und die eben überstandene Krankheit hatte ihm selbst die Kräfte für eine heftige Aufregung genommen.

Die Zelle, welche Diejenigen aufnahm, die

für den nächsten Transport zur Festung bestimmt waren, theilte Wilhelm mit dem Baron. Dieser schien für den Genossen ernste Theilnahme zu hegen und suchte dessen Sinn mit Trost und Hoffnung aufzurichten. Am wohlthuendsten, wenn auch zugleich schmerzlich war für Wilhelm das Wiedersehen seines lieben Franz, dem jetzt erst der Zutritt zu dem Freunde gestattet worden. Jedes seiner Worte bekundete das innigste, tiefste Mitgefühl. Auch Jettchen kam, um in bitteren Thränen das Geschick ihres Retters zu beweinen.

Am Morgen des Transportes zur Festung wurden je zwei der Gefangenen mit Handschellen aneinander geschlossen. Der Baron hatte sich zu Wilhelm gesellt. So bestiegen sie einen bedeckten Wagen; mit ihnen zwei Gensd'armen. Es war ein kalter Decembertag; der Schnee fiel in dichten Flocken; der Himmel war in ein düsteres Grau gehüllt. Wilhelm war von der Kälte und zugleich von dem Gedanken an die Schrecken des Ortes, dem man entgegenfuhr, durchschauert. Er war völlig muthlos; seine Seele glich dem kalten, traurigen Decembertage:

keine liebliche Knospe der Hoffnung, keine fröhliche Blüthe des Lebens malte sich auf ihrem düstern Grunde. — Anderthalb Meilen hatte man etwa zurückgelegt, als Wilhelm bemerkte, daß der Baron sich von seiner Handschelle befreit hatte. Fast in demselben Augenblick stürzte der Wagen um, während der Baron seinem Gefährten zuflüsterte: »Mir nach!« Er wirft die Decke des Wagens zurück, springt hinaus, Wilhelm folgt ihm. Sie stürzen sich in das dichte Gebüsch zur Seite des Weges — der Baron voran, Wilhelm ihm auf den Fersen. Hinter ihnen tönt das Rufen und Fluchen der Gensd'armen: es treibt die Fliehenden nur zur hastigeren Eil. Ein Schuß fällt, noch einer: sie stürzen fort, wie das gehetzte Wild. Der geringe Vorsprung, welchen sie voraus haben, die Angst, welche ihre Sohlen beflügelt und die Gunst des dichten Schnees, der kaum erlaubt, einige Schritte vor sich zu sehen, erleichtert ihre Flucht. Einige hundert Schritte kämpfen sie sich durch das Gebüsch hindurch, als sie einen Waldweg betreten. Sie folgen dessen Spur. Eiliger werden ihre Schritte auf der offenen Bahn, aber

Wilhelm fühlt auch schon das Ermatten seiner geschwächten Kräfte. Instinctmäßig blickt er zurück, und ein Schrecken durchbebt seine Glieder: er sieht einen Reiter auf dem Wege daher ihnen nachstürmen. Schon giebt er sich verloren, schon will er ermattet stillstehen und den Feind erwarten, als die Fliehenden um eine Waldecke biegen, Da steht ein Schlitten: der Baron springt hinein, Wilhelm folgt und im raschesten Lauf stürmen die schnellen Pferde dahin. Nach einer halben Stunde etwa hält der Schlitten; der Kutscher wirft seinen großen Mantel ab; eine weibliche Gestalt, jugendlich, mit schönem, freudestrahlendem Gesicht ruft aus: »Wir sind gerettet, mein Karl!« und schmiegt sich zärtlich an die Brust des Barons. Er bedeckt sie mit tausend Küssen, rühmt mit tausend Schmeicheleien ihre Klugheit, ihren Muth, und Beide vergaßen in dem Glück des Wiedersehens Sorge und Gefahr. Wilhelm aber erinnerte an den verfolgenden Reiter. »Den,« erwidert der Baron, »haben wir nicht zu fürchten: es ist mein braver Johann. Er hatte den Moment gut gewählt, uns umzuwerfen.«

Warme Bekleidung und ein Glas feuriger Wein regte die abgespannten Lebensgeister der Flüchtlinge zu neuem Muthe auf. Wilhelm ergriff die Zügel der schnellen Rosse und lenkte sie im raschen Laufe der Stadt zu.

Hier bezeichnete die Dame Straße und Hausnummer, nach der Wilhelm fahren solle, und sie verließ die Geretteten. Diese fanden in dem bezeichneten Hause Alles zu ihrer Aufnahme bereit. Wilhelm hieß hier Wegner, war vor wenigen Wochen zu Dresden in den Dienst des Herrn von Hallmark getreten und wußte von seinem Herrn nur, daß derselbe nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien und Frankreich vor Kurzem in das Vaterland zurückgekehrt sei. Um sich zu Hause halten zu können, begann der Baron nach wenigen Tagen den Kranken zu spielen. Und Wilhelm, um auch so wenig als möglich mit anderen Leuten in Berührung zu kommen, brachte die Stunden an dem Bette des Kranken zu. Der gefällige Wirth, welcher sich täglich selbst nach dem Befinden des Patienten erkundigte, brachte seinem Miether auch gewöhnlich die Zeitungen mit hinauf. Wilhelm las sie

dann vor. Mit lauter Stimme hatte er einen Artikel angehoben, bald tönten seine Worte dumpf und dumpfer, bis er endlich das Blatt krampfhaft zusammendrückte, es zu Boden warf und mit Füßen trat, als könne sein Zorn vernichten, was doch schon in die Vorstellung von Tausenden übergegangen war. Dann rief er in der schmerzlichsten Bewegung: »O, mein Vater, meine Mutter, welchen Kummer, welche Schmach!« Er hielt die Hände vor das weinende Auge und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder: er hatte soeben die Steckbriefe gelesen, mit denen er und der Baron verfolgt wurden. Beide waren als höchst gefährliche Verbrecher bezeichnet worden.

Der Baron ließ sich das Blatt reichen, um mit eigenen Augen seinen Schimpf zu lesen. Auch auf seinem Gesicht machte sich die innere Erregtheit bemerkbar; doch faßte er sich bald und sagte: »Wenn ich es früher nicht schon geglaubt hätte, Rolf, würde mich jetzt Ihre Bewegung überzeugen, daß Sie unschuldig sind. Auch ich bin nicht der Mensch, welchen man hier gezeichnet hat. Allerdings habe ich mir den Baronstitel

angemaßt, aber keineswegs, um unter dem Deckmantel desselben Spitzbübereien zu begehen. Der Zufall machte mich auf einer Reise mit der Frau von Hallmark bekannt, jener jungen Dame, die unsere Rettung bewirkte und als deren Schwager ich hier gelte. Da die Frauen meistens noch weit tiefer in den Adelsvorurtheilen stecken, als die Männer: so konnte ich nicht voraussetzen, daß Frau v. Hallmark frei von denselben sei. Und wer ist denn bei uns wahrhaft frei von den elenden Vorurtheilen für Orden, Titel, Rang? — Wer hat es sich klar gemacht und bestimmt ausgesprochen, daß dieser Adel gerade am fernsten ist von dem wahrhaften Adel der Gesinnung, daß dieser Adel gerade dadurch am unseligsten auf alle Lebenszustände einwirkt, daß die verdienstlose Anmaßlichkeit an ihm noch immer geachtet wird? Ich kenne diesen Adel durch und durch, und ich würde ihn bemitleiden, wenn nicht sein Einfluß auf unser Leben ein so verderblicher wäre. Ich nahm den adligen Titel nur an, weil er die Fortsetzung meiner Bekanntschaft mit Frau von Hallmark begünstigte. Eine heftige Leidenschaft für die schöne

Frau trieb mich, ihr nach der Hauptstadt zu folgen. Ich gewann ihre Liebe und gestand ihr die Thorheit, den Titel angenommen und den Rest meines Vermögens der Leidenschaft für sie geopfert zu haben. Sie zürnte nur, daß ich sie für schwach genug gehalten, sie würde den Werth des Mannes nach seinem Titel schätzen. Schon hatten wir den Plan gemacht, wie ich des eiteln, kindischen Tandes wieder ledig werden könne, als in dem Hause, welches ich bewohnte, ein großer Diebstahl verübt wurde. In derselben Zeit hatte die Polizei in Erfahrung gebracht, daß ich den angemaßten Titel führe, und mich traf nun auch der Verdacht des Verbrechens. Dieser steigerte sich, als ich im Laufe der Untersuchung nicht nachweisen konnte, wodurch ich meinen Aufwand bestritten. Das wäre sogleich aufgeklärt gewesen, wenn ich den Namen der Geliebten in die schmutzige Sache hätte hineinziehen wollen. Daß ich es nicht that, hat sie mir herrlich vergolten. Binnen wenigen Wochen sind ihre Güter verkauft, ihre Angelegenheiten geordnet, und wir verlassen diesen Erdtheil. Wollen Sie uns folgen, Rolf, so will ich auch Ihr

Geschick sicher stellen. Ueberlegen Sie meinen Vorschlag!«

Wilhelm war in der That jetzt keines Entschlusses fähig. Den Kopf auf die Brust gesenkt, saß er in tiefem, schmerzlichem Sinnen da. Endlich nahm er Papier und Feder und schrieb:

»Bittere Thränen weine ich, wenn ich des Kummers und des Grams gedenke, den Ihr, meine theuren, geliebten Eltern, über mich empfindet. Und ich könnte mir in wilder Wuth den Kopf einschlagen, wenn ich denke, daß die Leute mitleidig oder höhnend auf Euch weisen; während sie demüthig den Hut ziehen vor dem reichen und vornehmen Schurken, der das Vaterland bestiehlt, der Wittwen und Waisen plündert, der das Blut der Armuth aussaugt. Der reiche, vornehme Mann ohne Ehre, ohne Gewissen, ohne menschliches Gefühl aber ist ein Ehrenmann, und Euer Sohn ist ein Schurke, ist ein Dieb. Glaubt Ihr das? — Ha! wenn Ihr's glaubtet, wenn Ihr's je glauben könntet: dann freilich wär' mir besser, nie geboren zu sein, dann wär's

besser, ich ginge in den fernen Welttheil, von wo Ihr nie wieder meinen Namen herüberschallen hörtet. Aber ich bleibe! ich bleibe, um Alles daran zu setzen, meinen ehrlichen Namen wieder zu gewinnen, den man mir schändlich geraubt. Das bin ich Euch schuldig. Wenn Ihr den Leuten sagt, daß ich kein Dieb bin, werden sie ungläubig lächeln; denn sie können sich selbst für besser halten, wenn sie von Anderen das Böse glauben. Laßt sie! Aber Anna soll mich nicht für einen Schelm halten. Sagt ihr das. — Schreiben dürft Ihr nicht an mich; weil mir das Gefahr bringen könnte. Aber vertrauet fest: die gerechte Sache muß doch siegen, und es wird die Zeit kommen, wo es Euch ein freudiges Bewußtsein gewährt, wenn ich mich Euren Sohn nenne.«

Als Wilhelm seinen Brief geendet, wandte er sich an den Baron. »Mein Entschluß,« sagte er, »ist gefaßt: ich bleibe hier. Um meiner Eltern willen und auch um meiner selbst willen. Ich kann meinen guten Namen nicht aufgeben, ohne Alles versucht zu haben.« — Der Baron

versprach ihm, für sein Fortkommen Sorge zu tragen.

In den ersten zwei Wochen wurde Wilhelms Entschluß noch oft erschüttert, wenn die Besorgniß, entdeckt und aufs Neue verhaftet zu werden, sich zum Unerträglichen steigerte. Plötzlich ergriff ihn eine unsägliche Angst, Sinne und Gedanken verwirrten sich: da hörte er die Stiegen herauf schwere Tritte, Geklirr der Waffen; er wollte entrinnen, er wollte sich zur Wehr setzen, aber wie von Dämonen gefesselt starrte er auf die Thür, in welche der Feind eintreten sollte. Auf der Straße blickte er stets scheu nach allen Seiten; jeder Mensch, glaubte er, betrachte ihn mit argwöhnischem Blicke, werde an ihm zum Verräther werden. Einmal erblickte er im Spiegel des Flusses sein eigenes Bild: entsetzt schreckte er zurück, und als ob er selbst das zweite Ich sei, welches den Verfolgten erkannt, ergriff er die eiligste Flucht, unaufhaltsam hinstürzend, bis er athemlos seine Wohnung erreicht hatte. — Als der Baron aufgehört, den Kranken zu spielen, fuhren Herr und Diener häufig aus, aber gewöhnlich gleich zum nächsten Thore

hinaus nach entfernteren Orten, wo sich auch Frau v. Hallmark einzufinden pflegte. Den Abend brachte der Baron ebenfalls bei der Geliebten zu. So waren etwa sechs Wochen vergangen und Wilhelm hatte schon gelernt, sich wieder freier zu bewegen, den Fluch der Furcht nicht mehr in seiner ganzen Last zu fühlen, als der Baron Alles zu seiner Abreise vorbereitet hatte und die Stadt verließ. Wilhelm übergab er alle Zeugnisse, welche ihn als den Bedienten Wilhelm Wegner legitimirten, der von der Frau von Hallmark ehrenvoll entlassen sei. Wilhelm schaute mit schwerem Herzen dem Wagen nach, welcher den Baron mit der Geliebten dahinführte. Er wünschte neben Johann auf dem Bock zu sitzen, um aller der Gefahren, die ihm hier drohten, überhoben zu sein. Doch er hatte einmal den anderen Entschluß gefaßt: jetzt galt es sich eine neue Zukunft zu schaffen.

Nach einigen Tagen war es ihm geglückt, die Bedientenstelle bei dem Kammerherrn von Schwarzfels zu erhalten. Wilhelm verstand im Grunde Nichts von den Pflichten seines Dienstes, doch vollzog er jeden Auftrag aufs Pünkt-

lichste, und er war klug und gewandt genug, aus den Umständen heraus seine Obliegenheiten aufzufinden. Sein Herr war streng und auffahrend, die gnädigste Frau gleichgiltig oder unzufrieden. Ihre Dienstleute waren ihnen Geschöpfe, deren höchstes Recht darin bestand, in scheuer Verehrung zu der Herrschaft emporzublicken und schweigenden Gehorsam zu üben. Wilhelm empfand bald, daß es ein elendes Loos sei zu dienen. Schon in den ersten Tagen mußte er hören, was ihm das Herz zusammenschnürte. Eine Speise, die er auf den Tisch gebracht, dünkte dem Kammerherrn nicht schmackhaft. Mit groben Schimpfworten äußerte er sich über die Köchin. Die Frau suchte zu entschuldigen. »Mein Kind,« erwiderte der Gemahl, »Du vergißt stets, daß diese Art von Menschen nur durch Strenge in ihrer Pflicht zu erhalten ist. Eine innere Beziehung zwischen uns und ihnen ist unmöglich. Ihre Natur, ihr rohes Wesen stellt sie uns so fern, ja noch ferner, als den Bauern Hund und Pferd. Durch das Futter nur und das Geld, welches wir ihnen geben, sind sie an uns gefesselt. Aber ihre Gedankenlosigkeit, ihr Leicht-

sinn und ihre thierischen Begierden lassen sie ihre Abhängigkeit jeden Augenblick vergessen. Deshalb müssen wir ihnen dieselbe auch jeden Augenblick durch die nachdrücklichste Strenge in Erinnerung bringen. Leider giebt es jetzt so manche Herrschaften, die da ihre Diener fast wie ihres Gleichen behandeln, welche sie durch Wohlwollen und Milde zu leiten gedenken, und das verdirbt dieses Gesindel vollends: es wird immer hochmüthiger und naseweiser. Das ist die einzige Folge der verdammten Theorien von Volksbildung, von Humanität und wie die hochtrabenden Wörter alle heißen, die uns Nichts als eine widerspenstige Canaille schaffen!«

»Es ist wahr,« erwiderte die Frau Gemahlin, »dieses Dienstbotenvolk wird täglich schlimmer; Putzsucht und Eitelkeit nehmen unter dieser Menschenklasse, die doch froh sein sollte, wenn sie das liebe Leben hat — überhand. Deshalb ist auch der Verein gegen die Putzsucht der Dienstmädchen höchst löblich. Ich habe nur die Befürchtung, daß wir am Ende, wenn der Verein seinen Zweck erreicht, kein Kammermädchen mehr finden, die uns geschmackvoll anzukleiden versteht.«

»Das hätte die Behörde allerdings bedenken sollen, bevor sie den Verein bestätigte. Unsere Damen können doch nicht wie Hottentottinnen gehen!«

»Die Henriette ist sehr geschickt, sie hat vielen Geschmack, aber ich werde sie morgen doch aus dem Hause jagen. Wenn man nur solche Geschöpfe nicht brauchte an seinen Körper kommen lassen! Kaum haben sie uns einige Male aus- und angekleidet, so glauben sie sich schon durch die Nähe, in der sie uns gestanden, zu einem gewissen vertraulichen Benehmen berechtigt. Darin ist Eine wie die Andere, und mir ist das unausstehlich.«

»Gegen solche Vertraulichkeit, zu der Menschen gemeiner Abkunft immer geneigt sind, ist das beste Mittel, nur durch Zeichen ihnen zu bedeuten und ihnen nie erlauben, auch nur ein Wort zu reden.«

Unterhaltungen dieser Art bringen die Würze zu dem Mittagstisch vornehmer Familien, die durch ihre innere Bildung und durch ihre Sittlichkeit den verächtlichsten Theil des Pöbels ausmachen. Man wird da oft versucht zu glauben,

daß sie durch das Schimpfen über den Pöbel nur ihre eigene Pöbelhaftigkeit zu verdecken streben. Die gnädige Frau hatte indessen noch einen andern als den angegebenen Grund, ihre Kammermädchen oft zu wechseln. Ungeachtet ihres kalten phlegmatischen Charakters war sie nicht gleichgiltig geblieben gegen den kräftigen Gliederbau eines Cavallerieoffiziers. Dieser breitschultrige Adonis, mit einem martialischen Schnauzbart, einer gewaltigen Habichtsnase und mit der stolzen Dummheit einer vornehmen Geburt, verfehlte nie, sich der Unterhaltung der gnädigsten Frau zu widmen, wenn der Herr Gemahl Dienst hatte. Die Briefchen, welche sich auf jene Unterhaltung bezogen, wurden von dem Kammermädchen hin- und zurückgetragen. Der edle Liebhaber hatte aber eins der Kammermädchen, welches ihm häufiger Briefe überbracht, aus Dankbarkeit eben so liebenswürdig gefunden, wie die gnädige Frau. Das entging dieser nicht. Und um nun die Tugend ihrer Mädchen nicht zu gefährden, nahm die Dame die Rücksicht, dieselben häufig zu wechseln. Der Kammerherr dagegen handelte in der That nur aus noblen Grundsätzen. Seine Die-

ner sollten durchaus nichts Anderes als Maschinen sein. Je selbstständiger der Mensch denkt und urtheilt, um so leichter ist er ohne Zweifel zu behandeln, um so leichter wird er sich verständigen Anordnungen fügen. Aber diese zu geben, das hat eben für vornehme Leute sein Unbequemes. Deshalb ist diesen ein denkunfähiges Volk das liebste, deshalb möchten sie es in steter Unmündigkeit erhalten. Der Kammerherr gehörte zu den Vornehmen, welche der Zeit zum Trotze fest darauf beharren, daß die dienende Klasse noch immer auf dem Standpunkt der Unvernunft stehe. Deshalb bedeutete er seinen Dienern auch stets nur durch Winke der Hand, höchstens durch ein kurz ausgestoßenes Wort, wenn ihn nicht seine Heftigkeit zu ungemäßigten Schelt- und Schimpfworten hinriß. Wilhelm, in dem Gefühl seiner Ungeübtheit für den Dienst und in dem Bewußtsein der bürgerlichen Unsicherheit, duldete die härtesten Worte mit größter Ruhe; wiewohl der Zorn ihm oft auf die Zunge treten wollte, um der an ihm mißhandelten Menschlichkeit Luft zu schaffen. Einzelheiten seines Dienstes machten noch dazu ihm denselben

immer widerwärtiger. Er mußte den Kammerherrn gleich dem kleinsten Kinde bedienen, ihm selbst Hemde, Unterkleider, Strümpfe anlegen. Von der Scham, die es erregt, fremde Hände an unserem Körper herumtasten zu lassen, zeigte der vornehme Herr keine Spur. Warum auch Scham einem Wesen gegenüber, das kein Urtheil haben darf? — Wilhelm kam sich in der Beschäftigung, welche seine ganze Thätigkeit darauf beschränkte, die überhobenen Bedürfnisse eines Menschen zu befriedigen, so verächtlich vor, wie der Kammerherr in seiner kindischen Unbehilflichkeit oder Trägheit ihm jämmerlich und elend erschien. Wilhelm hätte die Kleider lieber ihm um die Ohren geschlagen, als angezogen. So bedurfte es endlich nur einer kleinen Veranlassung, und der Diener forderte seinen Abschied.

»Wie!« rief der Kammerherr, »Du forderst selbst Deine Entlassung? — Bisher haben alle meine Bedienten es abgewartet, bis ich sie davongejagt, und Du hast noch nicht einmal Prügel von mir bekommen!«

»Das eben möchte ich vermeiden.«

»Schurke, Du bist wohl gar zu hochmüthig, Dich prügeln zu lassen?«

»Wenigstens würde ich mich wehren, so lange ich noch eine Hand heben kann.«

Der Kammerherr maß die hohe, kräftige Gestalt seines Dieners mit einem langen, fast ängstlichen Blick und sagte dann: »Ich kann Dich nicht bis zum Ablauf Deiner Dienstzeit gebrauchen: Du packst Dich morgen aus dem Hause.«

Wilhelm zog am folgenden Tage ab mit einem Dienstzeugniß, in welchem nichts Gutes, aber viel über seine Anmaßlichkeit und seinen Ungehorsam ausgesagt war.

Neuntes Kapitel.

Nach einigen Tagen stand Wilhelm als Livreejäger in den Diensten des wirklichen Geheimraths von Euner. In dem Hause dieses Herrn hatte in der That Alles den Anstrich des Geheimen: Jeder trat leise und schleichend auf; Niemand redete anders, als mit wispernder Stimme; Jeder warf nur halbe Blicke auf die Dinge und die Personen. Der Tag begann und schloß mit Gesang und Gebet. Zu diesem versammelte sich Dienerschaft und Familie in einem besonderen, mit Betpult, Crucifix und Heiligenbildern ausgestatteten Zimmer. Der wirkliche Geheime, ein Mann mit vollem, glattem Gesicht und stattlicher Körperfülle, las die Gebete selbst ab und schielte mit den kleinen,

gekniffenen Augen so andächtig nach Oben, wie nur je ein reichbepfründeter Prälat. Die übrige Gesellschaft seufzte viel, und nach dem Grade seiner Dummheit oder Schlauheit verdrehte Einer mehr als der Andere die frommen Augen. Anfangs ergötzte sich Wilhelm an diesem ihm neuen Schauspiel; aber es erschien ihm widerwärtig, sobald er mit dem agirenden Personal bekannt geworden. Der wirkliche Geheime war ein pfiffiger Mann, der sich in ein Ministerium hineinzubeten hoffte. Denn die alte Frömmigkeit, mit dem Glauben an Teufel und Gespenster und mit dem Glauben an die Verdienstlichkeit des Betens und Singens, wird in Zeiten, welche den verrotteten Wust des Mittelalters aufräumen wollen, eine seltene Waare. Um so besser muß sie bezahlt werden — mit Geld, Orden und Würden. Herr von Euner that auch sonst seine Schuldigkeit, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er war nichtzahlendes Ehrenmitglied aller der unzähligen, gemeinnützig frommen Vereine, welche die Hauptstadt zählt; er sah die einflußreichsten Personen häufig an seiner trefflich besetzten Tafel und machte es sich zur Pflicht,

seine Gäste von den Vorzügen des christlich-germanischen Staates, von der Jämmerlichkeit aller Constitutionen und der Tollheit und Niederträchtigkeit der socialistischen Bestrebungen zu unterhalten. Wilhelm, welcher während der vier Stunden eines solchen Diners gewöhnlich hinter dem Stuhl der gnädigen Frau in seiner Galla-Uniform Parade machte, gewann da vielen Stoff des Nachdenkens. Das war das einzige Gute, welches ihm dieser Dienst gewährte. Wäre er an Unthätigkeit gewöhnt gewesen, hätte er sich hier auch sonst gefallen müssen. Die zahlreiche Dienerschaft war den größten Theil des Tages beschäftigungslos; dennoch suchte Jeder, wie er es nur immer vermochte, seine Arbeit dem Anderen aufzubürden. Für diesen Zweck und für die Gunst der Herrschaft wurden Künste jeder Art von den frommen Leuten aufgeboten. Uebrigens wurde die Leere des Daseins durch die Morgen- und Abendgebete und durch die Liebesintriguen zwischen dem weiblichen und männlichen Personal des Hauses ausgefüllt.

Dieser Dienst in vornehmen Häusern übt, nächst der Armuth, die größte entsittlichende

Macht auf die niederen Stände aus. Hier gewöhnen sich die weiblichen und männlichen Dienstboten an Ränke, Unthätigkeit, Wohlleben, an die entnervenden Genüsse und Laster der vornehmeren Stände, durch welche sie meistens den Familien, in welchen sie einst als Vater oder Mutter walten, so verderblich werden. Der Schein von Bildung, die oberflächliche Politur, welche sie aus jenen Häusern mitnehmen, ist ein schlechter Ersatz für die eingebüßte Tüchtigkeit und den einfachen, gesunden Sinn der Bürgerlichkeit. Daß sie zuweilen noch die Heuchelei der Frömmigkeit erlernen, wird Niemand für Gewinn erachten. Das Haus des Geheimraths mußte ein vortrefflicher Boden für diese Domestikenbildung sein; denn in Florentine, dem Kammermädchen, und Friedrich, dem Kammerdiener, stellten sich kostbare Cabinetstücke derselben dar.

Die sehr niedliche Florentine war das gutmüthigste Kammermädchen, welches je einer gnädigen Frau die falschen Locken aufgesteckt. Alle Männer im Hause, vom würdigen Ministercan=

didaten bis zum neckischen Jokey des jungen Herrn, lasen in den schelmischen Augen die lebhaftesten Aufforderungen. Der wirkliche Geheime unterließ deshalb auch nie, wenn er es unbemerkt konnte, dem niedlichen Kinde mit süßer Zärtlichkeit in die Wangen zu kneipen oder auf den üppigen Nacken zu klopfen. Wenn Friedrich von ihr ging, so war immer ihr Busentuch in Unordnung gerathen; und wenn der junge Herr in der Nacht auch aus der vornehmsten Gesellschaft kam, war er doch human genug, sich noch nach Florentinens Befinden zu erkundigen. Der Frau Geheimräthin entging das Alles nicht. Sie bewies Florentinen fast täglich mit den schlagendsten Bibelstellen die Sündhaftigkeit eines leichtfertigen Wandels. Florentine badete sich dann, wie eine büßende Magdalena, in Thränen, ging wohl zwei Mal des Sonntags nach der Kirche, legte dazu die schönsten Kleider und alle Perlen und Ringe an, welche sie von ihren Verehrern zum Geschenk erhalten hatte, und übte eine halbe Stunde lang vor dem Spiegel den frommen Blick und das zierliche Kopfneigen ein, mit denen sie dem

Herrn Christus oder wenigstens doch einem Herrn zu gefallen gedachte.

Friedrich war ein äußerst feines Männlein, der mit seinen gewandten Tournüren einen jungen Grafen vom ältesten Hause würdig hätte repräsentiren können. Seine Anlagen zum großen Diplomaten bewährte er in Unterhandlungen, die er für seinen Herrn mit den schönen Tänzerinnen, auch wohl mit deren Männern in sehr delicaten Angelegenheiten häufig zu führen hatte. Denn er wurde durch das volle Vertrauen seines Herrn beehrt. Nicht minder schmeichelhaft war für ihn das zarte Geheimniß, welches zwischen ihm und der Tochter vom Hause waltete. Fräulein Adelaide war schon über die Jahre hinaus, wo die edle Jugend der Residenz ihr huldigte: sie war jetzt damit zufrieden, daß Friedrich sie anbetete. Die hingebende Verehrung des guten Menschen hätte sie getröstet über tausend glänzende Hoffnungen, über tausend gebrochene Liebesschwüre von edleren Lippen, wenn nur Florentine nicht ihre Eifersucht stets wach erhalten hätte!

Wilhelm entging es nicht, daß in dem

frommen Hause viel Unlauteres waltete. Die Langeweile würde ihn getrieben haben, allen Verhältnissen nachzuspüren und ihnen beizukommen, wenn er die Zeit nicht ersprießlicher mit der Lectüre von Zeitungen und Brochüren verwendet hätte, deren sein Herr sich von dem Buchhändler viele schicken ließ, um wenige zu lesen. Aber Wilhelm sollte nicht mit umnebelten Blicken unter den Frommen geweilt haben. Der Geheimrath machte mit seiner Familie eine Reise auf seine Güter. Wilhelm saß mit Florentinen in dem Coupe des Reisewagens. Zutraulich, gesprächig verbreitete sie sich über alle geheimeren Verhältnisse des Hauses. Zuerst wurden die Liebes- und Verlobungsgeschichten des gnädigen Fräuleins erzählt, und die lange Kette bis zu Friedrich hinab wollte gar kein Ende nehmen; dann kamen die zarten Verbindungen des Geheimraths und endlich die Nachstellungen, welche die züchtige, fromme Florentine selbst zu überwinden hatte. Wie standhaft war das brave Mädchen bei all' den kostbaren Geschenken geblieben, welche sie von dem Geheimrath empfangen; wie klug war sie den Schmeicheleien

des Sohnes begegnet, den Verführungskünsten der verschiedenen Liebhaber Adelaidens ausgewichen, und wie bestimmt hatte sie die Eheversprechungen Friedrichs zurückgewiesen! »Ich verachte diese Männer zu tief,« sagte sie entrüstet. »In ihnen ist kein Ernst, keine Würde. Wenn ich Sie, Wegner, mit Jenen vergleiche: Sie sind ein wahrer Mann!« Florentine hatte ihre Hand sanft auf Wilhelms Arm gelegt und schaute ihn mit zärtlich verehrendem Blick an; er aber erwiderte lächelnd: »Sie irren sich in mir, Florentine.«

»O, gewiß nicht!« — rief sie aus, ihm näher rückend.

»Friedrich verdient weit mehr Ihr Vertrauen,« entgegnete er. Der Ton seiner Worte klang so bestimmt abweisend, daß Florentine klug genug war, nicht weiter in ihn zu dringen. Aber sie fuhr fort, sich traulich und zuvorkommend gegen Wilhelm zu erweisen. Wenn es dunkelte und Florentine schlummerte, sank ihr Haupt an seine Schulter und an seine Brust, daß er gezwungen war, sie in seinem Arm zu halten und ihr in die liebesehnenden Augen zu

schauen, wenn sie dieselben aufschlug. Doch das Alles konnte keine Flamme in Wilhelms Herzen entzünden.

Auf dem Gute wurde die Frömmigkeit noch großartiger betrieben, als in der Stadt. Zu den Morgen- und Abendgebeten mußte nicht nur das ganze Hausgesinde erscheinen, sondern auch alle Tagelöhner mit ihren Familien, und von den übrigen Dorfbewohnern hatten Alle, die der Gunst des Herrn bedurften, die Erlaubniß erbeten und erhalten. Der Herr trat dann einige Minuten vor Gemahlin und Tochter unter die Versammelten, sprach herablassend mit Einem oder dem Anderen, besonders mit den jungen Bauernmädchen, die er dabei väterlich auf die frischen, rothen Wangen klopfte. Gleich in den ersten Tagen trat ein junges Mädchen zitternd an den gnädigen Herrn und bat, ihr den Vater freizugeben, der im Gefängniß sitze, weil er das Wild von seinem Acker gehetzt.

»Mein Kind,« erwiderte der Geheimrath, »Dein Vater hat sich eines großen Verbrechens schuldig gemacht: er hat ein Gebot der Obrigkeit übertreten; und der Obrigkeit soll man gehor-

chen, befiehlt Christus; denn sie ist von Gott eingesetzt.«

»Der Vater wird auch gewiß nicht wieder das Gebot übertreten: geben Sie ihn nur diesmal frei!« bat das Mädchen.

Der Geheimrath musterte das blühende, hübsche Wesen mit Kennerblicken und erwiderte dann: »Komm' nach dem Gebet auf mein Zimmer und lege mir die Sache näher auseinander.«

Eine halbe Stunde nach dem Gebet kam das junge Mädchen aus dem Zimmer des Geheimraths. Ihre Wangen glühten; ihr Blick war unstät, und sie eilte über den Hof hin, wie Jemand, der zum ersten Male sein Gewissen mit einer Schuld belastete. Am folgenden Morgen stattete der Vater vor dem Gebet dem gnädigen Herrn seinen Dank ab. So geschah es nun häufiger, daß die jungen Mädchen, wenn sie hübsch genug waren, sich den gnädigen Bescheid nach dem Gebet auf des Herrn Zimmer selbst einholen durften. Dafür rühmte sich auch der wirkliche Geheime, der Vater des Dorfes zu sein. Doch als der Milchpächter kam, ein

alter redlicher Mann, und um theilweisen Erlaß der Pacht bat, weil der Ertrag, bei dem schlechten Winterfutter, zu unbedeutend gewesen, wurde er mit Härte abgewiesen. Und als der Alte beim Ablauf des Vierteljahres die Pacht nicht zahlen konnte, ließ der fromme Geheimrath ihn auspfänden und den Beraubten mit seinem kranken Weibe austreiben.

Das Wohlwollen der Vornehmen müssen wir nur mit Argwohn aufnehmen: selten ist es frei von selbstsüchtigen Zwecken. Und ihre Herablassung muß uns stets eine Beschimpfung erscheinen; denn der Mensch kann sich nicht herablassen zum Menschen; herablassen kann er sich nur zum Thiere. Erst dann dürfen wir das Wohlwollen und die Herablassung der Vornehmen für echt und menschlich halten, wenn sie ihren schwelgerischen Ueppigkeiten entsagt, ihren Hochmuth aufgegeben und sich einer wahrhaft nützlichen Thätigkeit gewidmet haben. Am wenigsten dürfen wir uns täuschen lassen durch den Schein von Frömmigkeit, mit welchem sich die Vornehmen jetzt so gern umgeben. Wären sie wahrhaft fromm, so würden sie alle ihre

Kräfte aufbieten, der Noth und dem Elende ihrer Mitmenschen abzuhelfen. Aber sie werfen höchstens einmal bei herkömmlichen Gelegenheiten der Armuth einige elende Bissen mit der einen Hand zu, während sie die andere schon ausgestreckt haben, um von dem Fleiße eben dieser Armuth die Kassen neu zu füllen, welche ihre Verschwendung in Festlichkeiten, Prachtbauten und Reisen leerte. Eine Frömmigkeit, die den Armen mit seinem Hunger auf den Himmel anweist, während sie selbst alle Genüsse der Erde gierig bis zur Hefe schöpft, ist sehr wohlfeil!

An dem Prediger Seumer hatte der Geheimrath einen Geistlichen, der eifrig die Gemeinde in dem frommen Sinne des Patrons bearbeitete. Seine Predigten strotzten von dem Blut und Wunden des Herrn Christus, und er wußte nicht genug die Liebe und Gnade Gottes des Vaters zu rühmen, der seinen eingebornen Sohn gesandt hatte zur Erlösung von den Sünden.

Der Geheimrath empfing ihn auch, als der Pfarrer am Sonntage zu Tische kam, mit großem Lobe. Dieser erwiderte mit demüthigem Anstande:

»Der Herr ist auch mächtig in dem Schwachen.«

»Wozu, lieber Pastor,« sagte der Geheimrath, »diese Bescheidenheit? Sie sind ein gescheidter Mann, und wissen so gut wie ich, was es mit der Religion auf sich hat: wir brauchen sie als Zaum und Zügel für den großen Haufen, den Pöbel. Der muß ein Jenseits hoffen und fürchten, an einen lohnenden und strafenden Gott glauben. Und wenn der gemeine Mann denkt, daß Gott ihn in seine Lage gesetzt, daß Gott diese ganze Ordnung der Dinge von Oben herab bis zu ihm selbst verhängt, so fügt er sich weit leichter, ist der Obrigkeit und dem Gesetze gehorsamer. Deshalb ist der Mann zu ehren, welcher das Volk in seinem Glauben hebt und befestigt.«

Der Pastor machte einen tiefen Diener, indem er erwiderte: »Zucht und Sitte lassen sich, nach meinem unterthänigen Dafürhalten, dem Volke auch nur predigen als Gebote Gottes. Diese Ueberzeugung läßt mich in meinem Amte eifrig sein, wenn ich auch Vieles gegen mein besseres Wissen lehre und predige.«

»Die Welt will betrogen werden, lieber Pastor; und wir betrügen sie wenigstens zu ihrem eigenen Besten. Denn wie es jetzt ist, leben doch wenigstens Einige, wie Sie und ich, ein erträgliches Dasein; während, wenn die Aufklärerei um sich griffe, ein wilder Naturzustand eintreten müßte, der die Menschen wieder zu Bestien machte.«

»Ich wage es, hochverehrtester Herr Geheimrath, Ihre tiefen Blicke in das Leben und in die Natur des Menschen mit unterthänigem Staunen zu bewundern. Ja, ein Mann von Dero Einsichten an der Spitze unseres Staates thut uns Noth!«

»Und dazu ein Erzbischof von Ihrem Feuereifer für den Glauben, lieber Pastor.«

»Zu gnädig, hochverehrtester Herr Geheimrath! Aber ich wage die unterthänigste Meinung auszusprechen, daß ich unter Dero mächtigem Schutze Kirche und Schule bald von jeder Freigeisterei reinigen wollte. Mein Wahlspruch würde sein: „Fester Glaube und gesunde Vernunft für Bürger und Landmann!" — Der Adel und die höchsten Beamten mögen sich bilden,

wie sie wollen, mögen glauben, was sie wollen; aber sie müssen ein gutes Beispiel in der Verehrung für Kirche und Glauben an den Tag legen.«

»Durchaus meine Ansicht, lieber Pastor! Die gesunde Vernunft, welche nicht über das Nächste hinaus blickt, nicht grübelt und nicht deutet und der feste Glaube, welcher Alles von dem lieben Gott erwartet — wenn diese in der großen Masse walten, dann können wir ein glückliches Regiment führen.«

»So war es in der schönen Zeit des Mittelalters, wo noch der Adel und die Geistlichkeit Alles, der Bürger und Bauer Nichts war. Wohl bin ich ein Prediger der protestantischen Confession; aber ich wage es, in Unterthänigkeit die Meinung aufzustellen: wir wären besser daran, wenn die Reformation nicht eine Bresche geschossen in die Mauer des Glaubens.«

»Ja wohl! ja wohl! lieber Pastor; und wir wollen sehen, was wir an der Bresche wiederherstellen können, ohne gerade dem Papismus in die Hände zu fallen.«

Die beiden Ehrenmänner hatten in ihrem

Eifer vergessen, daß sich der Jäger in dem Vorzimmer befand, und die Thür zu demselben offen stand. So war Wilhelm der Zeuge einer Unterredung, die ihm ein allgemeineres Urtheil über die frommen Bestrebungen der höheren Stände an die Hand geben konnte. Aber er schöpfte aus derselben nur eine Verachtung gegen den Geistlichen und den Staatsmann, die in ihm den Entschluß erzeugte, weder die Predigten des Ersten, noch die Gebete des Anderen ferner zu besuchen. Daß er darüber aus dem Dienste kommen würde, sah er voraus; aber dieser Dienst war ihm von Tag zu Tag gehässiger geworden, seit ihn Florentine einen klaren Blick in den mit Frömmigkeit und Vornehmheit ausgeputzten sittlichen Schmutz hatte thun lassen. Zudem wurde Florentine immer zudringlicher und der junge Herr von Euner immer eifersüchtiger. Kaum war Wilhelm in den Park getreten, so hing Florentine schon an seinem Arm, und in demselben Augenblick erschien auch Herr von Euner, um dem Jäger einen Auftrag zu geben, welcher den Diener aus dem Park wies. Dabei schoß der junge Herr so zornige, haßglühende

Blicke auf Wilhelm, daß dieser nicht ohne Grund eine That der Eifersucht von dem jungen Herrn fürchtete.

Wilhelm bat den Geheimrath um seine Entlassung und erhielt dieselbe um so leichter, als Friedrich schon längst gewünscht hatte, diesen Menschen, der so wenig für den Geist des Hauses paßte, entfernt zu sehen. Wilhelm war entschlossen, nie wieder bei einer vornehmen Herrschaft in Dienst zu treten; und nach wenigen Tagen sah er sich als Hausknecht eines Kaufmanns.

Zehntes Kapitel.

Herr Stöhr war durch die Dreier der armen Leute ein reicher Mann geworden. Um die Bewunderung seiner kaufmännischen Geschicklichkeit einzuernten und seinen Kindern ein nachahmungswürdiges Beispiel aufzustellen, erzählte er oft von dem engen, schmutzigen Laden in einem abgelegenen Theile der Stadt, wo er seinen kleinen Handel eröffnete. Weil er fast nur Pfennige und Dreier einnahm, lernte Herr Stöhr auch den Pfennig schätzen. Jetzt war der kleine Krämer ein angesehener Kaufherr geworden; er gab jährlich einige Bälle zur Verheirathung seiner Töchter, einige Diners für die Matadore der Börse, hielt eine stattliche Equipage, führte einen feinen Tisch und stellte sich in seiner ganzen

Haltung als ein Mann dar, der zu leben weiß. Aber den Pfennig schätzte Herr Stöhr noch, und in Allem, was nicht seine Person und den Glanz des Hauses betraf, herrschte eine weise Sparsamkeit, die man eben so gut gemeine Knauserei nennen konnte. Uebrigens war Herr Stöhr ein echter deutscher Philister von dem beliebten gesunden Menschenverstande und festen christlichen Glauben. Natürlich, daß zu solchem Charakter die Liebe zur Tabakspfeife nicht fehlte. Dieses mit dem deutschen Spießbürger und gelehrten Philister zusammengehörige Instrument beruhigt so sanft, macht so geduldig und lammsmüthig, schläfert den Geist so sicher ein, daß gute Regierungen es sich zur ersten Pflicht machen sollten, ihren getreuen Unterthanen wohlfeilen Tabak zu schaffen. — Wilhelm erhielt auf einem Hängeboden über dem Thorwege seine Wohnung — groß genug, um sich neben dem Bette noch eben umdrehen, und hoch genug, um mit gekrümmtem Rücken aufrecht stehen zu können. Abgespeist wurde er in der Küche. Das Essen hätte immerhin schlechter sein mögen; aber daß es ihm gewöhnlich, wie für den Hund, von den Tellern

zusammengescharrt wurde, die von dem Tisch der Herrschaft kamen, verdarb ihm den Appetit, noch ehe er sich zur Speise gesetzt. — In den vornehmen Häusern entwürdigt man in dem Diener den sittlichen Menschen; die geringere Dienstherrschaft mißhandelt auch den physischen. — Am Abende erhielt Wilhelm die Befehle, welche ihn von 4—8 Uhr des Morgens in der angestrengtesten Thätigkeit erhielten; dann wurde das Comtoir geöffnet und nun erst begann das Hetzen: das Auf- und Abladen der schweren Collis, das eilige Versenden nach allen Theilen der Stadt und dazwischen die tausend kleinen Geschäfte für die Frau, die Kinder, die Commis und Lehrlinge. Jeder wollte zuerst bedient sein. Jeder schalt über die Langsamkeit oder Ungefälligkeit. Am schlimmsten aber erging es dem armen Hausknecht, wenn mit oder ohne sein Verschulden etwa an dem alten morschen Handwagen ein Rad oder eine Stange zerbrochen oder ein Strick zerrissen worden. Der Herr war dann außer sich über den ungeheuren Schaden, den die Dummheit des »Kerls« wieder angerichtet, und drohte mit Ohrfeigen und Lohnabzügen. Die letzteren traten

denn auch regelmäßig bei jeder Auszahlung ein. Wilhelm war weniger über die meistens unbedeutende Einbuße, als über die Ungerechtigkeit, die Willkür und den schmutzigen Sinn des Kaufmannes empört. Bei einer solchen Gelegenheit seufzte Wilhelm mehr in sich hinein als zu dem Herrn: »Es ist schlimm, daß der Mensch der Willkür des Menschen unterworfen ist; es ist ein elendes Loos, dienen zu müssen.«

»Den Herrn zu spielen,« sagte der Kaufmann, »würde Dir wohl leichter sein, Du unnützer Schlingel! Alles möchte heutigen Tages Herr sein, Keiner gehorchen. Deshalb taugt auch dies Pack von Knechten und Mägden von Grund aus nichts. Wie das nur enden soll, wenn es so fortgeht und uns das Gesindel über den Kopf wächst?« —

»Wenn das geschieht, so werden sich Arbeit und Lohn, Mühen und Genuß gleichmäßiger vertheilen. Wir Armen werden nicht mehr unsere Kräfte bis zur Erschöpfung anzustrengen brauchen, um nur ein elendes Stück Brot zu verdienen, und der Reiche wird nicht mehr im schimpflichen Müßiggange seine Tage vergeu-

den. Einer wird arbeiten müssen wie der Andere.«

»Kerl, Du sprichst ja wie ein St. Simonist und Communist, oder wie sonst die Bestien da in Frankreich heißen. Aber die Dummköpfe! — das Geld! — das Geld! — Wer wird für Geld nicht Leute bekommen?« —

»Vielleicht Leute, aber keine Knechte. Wie im Laufe der Zeiten aus den von Natur gleichen Menschen ungleiche geworden sind: so wird hoffentlich die umgekehrte Entwickelung eintreten, um aus den Ungleichen Gleiche zu machen.«

»Narrheiten! Narrheiten, Kerl! Wenn Du mit solchen Gedanken Deinen Kopf füllst, mußt Du freilich träg bei der Arbeit sein.«

»Verzeihen Sie, Herr: das bin ich nicht.«

»Schweig, Kerl! Ich dulde einmal keinen Widerspruch!«

»Und ich nehme nicht ungerechte Beschuldigungen auf mich.«

»Dann scher' Dich aus meinem Dienst, widerspenstige Canaille, morgen, heute: an solcher Brut, wie Du bist, fehlt's nicht!«

»Ich gehe sogleich, wenn Sie mir das Monatslohn und Kostgeld auszahlen.«

»Das wär' Dir wohl recht, von fremdem Gelde zu zehren und zu faullenzen! Wenn Du nicht morgen früh abgezogen bist, laß ich Dich durch die Polizei aus dem Hause werfen.«

Wilhelm ging nicht. — Der Polizeicommissarius saß mit dem Herrn Stöhr beim Glase Wein, als der Hausknecht hineingerufen wurde.

»Du hast Dich« — hob der Commissarius an — »gegen Deine Herrschaft ungebührlich betragen.«

»Das habe ich nicht gethan!« unterbrach ihn Wilhelm.

»Raisonir' nicht! — Halt' den Mund, bis Du gefragt wirst! — Da Du Dich gegen Deine Herrschaft gröblich vergangen hast, so ist dieselbe berechtigt, Dich sogleich aus dem Dienst zu entlassen, ohne Lohn und Kostgeld.«

»Ich glaube nicht, daß mir Herr Stöhr ein Vergehen nachweisen kann, wegen dessen er mich ohne Weiteres aus dem Dienst entlassen darf.«

»Nicht eins, sondern zehne, — wie ich

Ihnen, Herr Commissarius, erzählt habe,« warf Herr Stöhr ein.

»Es möchte Ihnen schwer werden, das zu beweisen,« erwiderte Wilhelm.

»Darauf kommt es hier nicht an,« bemerkte der Commissarius. — »Wenn Du meinst, von Deiner Herrschaft noch Etwas fordern zu können, so verklage sie.«

»Woher soll ich die Kostenvorschüsse bei Gericht und Justizcommissarius nehmen?«

»Das ist Deine Sache! Und wenn Du nun nicht sogleich das Haus verläßt, werde ich Dich wegen Widersetzlichkeit zum Polizeiarrest abführen.«

Wilhelm mußte dem Befehl der Obrigkeit gehorsamen.

Er hatte nun zu dem schlechten Bedientenabschied noch ein schlechtes Hausknechtszeugniß, und dazu war er des Dienens recht herzlich überdrüssig.

Elftes Kapitel.

Der alte Zimmergeselle, zu dem Wilhelm in Schlafstelle gezogen war, verschaffte ihm die Beschäftigung als Handlanger bei den Bauten seines Meisters. Wenn da Wilhelm, auf dem äußersten Ende eines Balkens frei und kühn stehend, die heißen Tropfen von der Stirne trocknete und von oben herabblickte auf das Getümmel der Straßen, auf den armen Bettler und den reichen Banquier, auf den keuchenden Lastträger und den gelangweilten Fürsten: dann erschien ihm der Eine wie der Andere gleich klein und gleich groß, und er sagte oft: »Wenn sie nur wüßten, wie wenig sie sich von einander unterscheiden — über sich den hohen Himmel, unter sich die weite Erde, das Grab Aller, die

gleiche Speise den Würmern!« — Er selbst aber fühlte sich glücklicher als seit langer Zeit: er war der schweren Hand einer Dienstherrschaft entrückt. Auch erfreute es ihn, wie er so manches Neue lernte: Axt und Stemmeisen, Zirkel und Winkelmaß handhabte er bald wie der trefflichste Gesell. Aber der Winter war gekommen: die Arbeiten der Zimmerer hörten auf, und auch Wilhelm wurde entlassen. Was nun beginnen? Wieder dienen, sich wieder mißhandeln und herabwürdigen lassen? nimmermehr! Lieber elend verkommen, lieber den Tod muthig in die Arme schließen!

Die Bemühungen, in einer Fabrik Beschäftigung zu finden, waren vergebens; denn im Winter beschränken auch die meisten Fabrikanten die Zahl ihrer Arbeiter. Wilhelms geringe Baarschaft nahm rasch ab; kaum konnte er noch am Ersten des Monats seinem Wirth die Miethe der Schlafstelle zahlen. Sie wurde ihm gekündigt; denn sein Wirth war selbst außer Arbeit gesetzt und hatte doch eine zahlreiche Familie zu ernähren. Wilhelm verließ sogleich seine Wohnung. Ein schneidender Wind fegte die Straßen

der Stadt und wirbelte den feinen Schnee hoch empor. Die Gesichter der Menschen sahen so roth und frisch aus, daß die Spuren des Siechthums, welches vor allen die Hauptstadt, mit ihrem Elende und ihren unnatürlichen Genüssen, den Bewohnern aufprägt, unsichtbar geworden. Die Menschen aber schienen sich der Täuschung zu schämen: tief verhüllt eilten sie mit den raschesten Schritten an einander vorüber. Nur Wilhelm, nicht achtend des Sturms und der Kälte, schritt zögernd und mit gesenktem Haupt einher: er hatte keinen Plan, keine Aussicht, eine schützende Stätte zu finden. Der Mittag kam und brachte ihm kein stärkendes Mahl; der Abend kam und brachte die Furcht, eingefangen, erkannt und den Schrecknissen neuer Untersuchung, neuer Gefangenschaft überliefert zu werden. Schon sah er sich in der Gemeinschaft verworfener Menschen, selbst ihnen beigezählt. Von Furcht und Schrecken getrieben, eilte er die Straße entlang, zum Thore hinaus. — Schon lagen die letzten Häuser der Vorstadt weit hinter ihm; er blickt um sich, er schaut über die weite traurige Schneefläche, in die öde Nacht; ihm winkt kein

gastliches Dach, keines Menschen traulicher Gruß; er ist verlassen, hinausgetrieben zu dem Thier der Wildniß. Erschöpfung packt seine Glieder und Frostschauder jagt seine Zähne klappernd zusammen; aber der Zorn durchflammt noch ein Mal die schwindenden Kräfte. »Menschen,« ruft er aus, »tolles Geschlecht, wie wüthet Ihr gegen Euch selbst! Bin ich nicht Einer der Eurigen? Und Eure Gesetze haben mich mißhandelt, Eure Rechte mich beraubt, Ihr selbst mich herabgewürdigt. Fluch Euch! Fluch Euren Thorheiten! Was,« lachte er grimmig, »was ist eines Mannes Fluch? — Die donnernde Stimme des Himmels selbst würde dies Geschlecht nicht aus seinem feigen Elend reißen! — Wie konntest Du, Gott, es so versinken lassen?« — Wild blickte er zum Himmel empor, dann stürzte er zur Erde, riß die Kleider auf, und preßte die glühende Brust an den eisigen Schnee. Wie ihn die Kälte tiefer und tiefer durchschauerte, da wurde es ihm wohler, da löste sich der Schmerz und die wilde Glut: er war still, er war müde zum Tod; ruhig schlossen sich die Augen. — Ueber ihm stand der klare Mond, blinkten die

glänzenden Sterne; das Feld aber, die Bäume und Sträucher funkelten wie Millionen Diamantkrystalle an dem weißen Königsmantel der Erde. Die Erde ist schön und herrlich in jedem Kleide; aber das Leben ist widerwärtig und häßlich in seinen beklagenswerthen Verzerrungen. Selbstsüchtiger Trug und kindischer Unverstand haben es dazu gemacht; selbstsüchtiger Trug und feige Schwäche erhalten es so. Eure Weisen aber verehren in all' dem tollen Spuk die Macht der Nothwendigkeit. Ein Greis kommt des Weges daher. Sein weißes Haar flattert im Winde; dürftige Kleidung deckt den zitternden Leib; ermattet zieht er an dem mit Holz beladenen Schlitten. Da liegt ein Mensch vor seinen Füßen. Der Alte hemmt den langsamen Schritt, er rüttelt, er schüttelt den Erstarrten: kein Zeichen des Lebens. Der Alte steht zögernd, wirft dann das Holz von dem Schlitten und versucht, den Erfrorenen auf denselben zu legen: ihm versagen die Kräfte. Jetzt legt er den Kopf des Erstorbenen in seinen Schooß und reibt ihm die blassen Schläfe. Endlich athmet er tief auf, er öffnet die geschlossenen Augen.

»Vater,« sagte Wilhelm mit matter Stimme, »wir haben uns lange nicht gesehen, und Dein Haar ist weiß geworden, weiß aus Gram über Deinen Sohn. Aber warum grämst Du Dich? — Verachte die Menschen, die hochmüthigen, feigen Sklaven, verachte das Leben, das elende, bettelhafte Armenhospital: dann wird Deine Brust fest, wie Eisen und Erz.«

»Sie irren sich,« erwiderte der Greis. »Ihr Vater ist wohl fern; aber wenn er alt und schwach ist, wie ich, wird er des Sohnes um so mehr bedürfen.«

»Und doch wär's besser gewesen, Sie hätten mich sterben lassen: ich habe keinen Dank für Sie,« — sagte Wilhelm, indem er sich langsam erhob.

»Das Beste, was wir thun im Leben, findet oft den schlechtesten Dank: das darf uns wenig kümmern,« erwiderte der Greis, indem er sein Holz wieder auf den Schlitten packte.

»Ist Ihnen hier auf ebenem Wege der Schlitten umgestürzt?« — fragte Wilhelm.

»Ich lud das Holz ab, um Sie auf den Schlitten zu setzen.«

»Das thaten Sie? Ihr mit Gefahren erbeutetes, gestohlenes Holz wollten Sie zurücklassen, um einen Menschen zu retten? — Ja, es giebt noch gute Menschen; aber die guten sind schwach, und die mächtigen sind nicht gut!«

Das Holz war wieder aufgeladen, und Wilhelm zog den Schlitten in Stelle des völlig erschöpften Alten. Bald hatten sie eine elende Hütte in der Vorstadt erreicht. Der Alte blickte empor zu einem niedrigen Fenster, dessen kleine Scheiben zum Theil durch Papier verklebt oder durch Lumpen verstopft waren und nur einen spärlichen Schimmer des Lichts nach Außen fallen ließen. Er klopfte in die Hände; das Licht verschwand und ein munterer Knabe, mehr mit Lumpen behangen, als bekleidet, öffnete die niedrige Thür und leuchtete, bis Wilhelm und der Alte das Holz eine morsche Stiege hinaufgetragen. »Wollen Sie nicht« — fragte dann der Greis — »ein Wenig bei mir ausruhen, ehe Sie nach Hause gehen?«

»Nach Hause? — Mein Haus ist nicht fern; es ist groß und weit: der Himmel sein

Dach, die Erde seine Schwelle,« sagte Wilhelm mit schmerzlichem Lachen.

»Das Haus muß schön sein! Dahin nimm mich mit, fremder Mann: wir sitzen hier so eng, so ängstlich; und ich möchte so gern hinaus, in weiten Räumen zu spielen mit fröhlichen Knaben,« sagte das Kind.

»Zu frühe wird man mit Dir spielen, armer Knabe,« erwiderte Wilhelm gerührt. Der Alte aber sagte:

»Ich darf Sie nicht von mir lassen, so wenig gastlich, so elend auch meine Behausung sein mag.«

Er führte Wilhelm in ein Zimmer, dessen stickige Luft dem Eintretenden beim ersten Athemzuge fast den Hals zusammenschnürte. Als der Knabe die matt glimmende Lampe auf den Tisch gesetzt, erblickte der Gast in dem Dämmerlichte, außer dem Tisch und zwei oder drei Schemeln, nur noch einige Breter angebracht, auf welchen verschiedenartige Scherben die Stelle des Küchengeschirrs vertraten. Den Boden des Zimmers aber bedeckten zahlreiche Strohsäcke, die fast jede Bewegung unmöglich machten, wollte man nicht

auf Einen der zusammengekauerten Schläfer treten. Der Greis las aus des Gastes Mienen dessen Erstaunen.

»Menschlicher Wohnung sieht freilich dieser Aufenthalt nicht ähnlich; und auch nur Dem muthe ich zu, hier zu weilen, dem jeder andere Schutz gegen die Strenge der Jahreszeit fehlt.«

Wilhelm schwieg: er hatte nie so viel Armuth auf einem so kleinen Flecke gesehen. Der Alte rüttelte indessen einen Strohsack etwas zurecht und forderte dann den Gast auf, denselben mit ihm zu theilen. Zu ihren Füßen legte sich der Knabe.

Nur die große Erschöpfung rief in Wilhelms Augen den Schlaf, aus welchem ihn ein heftiges Poltern und Rufen bald wieder erweckte.

An dem Tische stand ein Mann, der sich nur mit Mühe aufrecht erhielt: in der schwankenden Bewegung drohte er jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren; während er mit lallender Zunge schrie: »Weib! Weib! Hexe von Weib, zieh' mir die Stiefel aus!«

Von der einen Ecke des Zimmers her schlich eine abgehärmte weibliche Gestalt. »Bist Du

schon da, Väterchen?« fragte sie mit unterwürfiger Stimme.

»Ja, um Dir das Gehirn einzuschlagen, verschlafene Unke!«

Die Frau rückte ihm schweigend einen Stuhl hin und zog ihm eben so die Stiefel aus, während er fluchte und murrte. Dann unterstützte sie ihn, und Beide schwankten mühsam zum Lager. Hier erhob er sich noch ein Mal, um seiner Nachbarin zu liebkosen, indem er sagte: »Heute hier, mein niedliches Röschen? — Wie keusch Du doch bist, mein Vögelchen!«

Eine jugendliche Stimme drohte ihm die blöden Augen auszukratzen, wenn er nicht schweige, und sie schlafen lasse. Der Trunkene aber versicherte lachend, daß er heute gerade recht gestimmt sei, es mit einem Mädchen aufzunehmen, und liebkosend versuchte er, sich ihr zu nähern.

Da schallte eine derbe Ohrfeige durch das Zimmer; während der Trunkenbold auf sein Lager zurücktaumelte und zwischen den Flüchen Schmeichelworte an Röschen hervorlallte.

Schon war Alles in voller Bewegung und füllte den engen Raum mit wirrem Leben, als

Wilhelm erwachte. Eine greise Frau, vom Alter gebeugt, saß in der einen Ecke und ließ ihren Enkel das Morgengebet aufsagen; am Fenster vor den Scherben eines Spiegels stand Röschen, ordnete das Haar und trällerte ein fröhliches Lied; ein kleines Mädchen kauerte auf der Erde und suchte weinend die nackten Füße unter dem kurzen Röckchen gegen die Kälte zu schützen. Der Trunkenbold schlich mit schlotternden Gliedern unmuthig und gähnend von einer Ecke zur andern; zwei Frauen bereiteten vor dem Ofen, in welchem spärliches Reisig knisterte, das Frühstück; während der Alte eine Säge schärfte und so das Chaos von Tönen vermehrte, die das Gemach durchschwirrten.

Das kleine Mädchen war von wunderbarer Schönheit. Die blauen Augen, so groß und klar, schienen bestimmt, nur in Glück, in Friede und Unschuld wie ein Stern des Himmels schön zu glänzen. Die Formen des Gesichts waren einzeln untadlich und die sanftesten Linien verbanden sie zu einem herrlichen Ganzen. Das golden glänzende Haar schlang sich um eine Stirn und einen Nacken von der zartesten Weiße.

Aber schon lag in dem lieben Kindesauge der Schmerz des Elends und der Noth, die ihm bald seinen Glanz, seine Schönheit rauben mußten. Als der kleine Georg sein Gebet vollendet, trat er zu dem Kinde, zog seine Jacke aus und sagte: »Mich friert nicht, bedecke Dein Füßchen mit der Jacke, liebe Marie.«

Wilhelm ward bei dem Anblick seiner Umgebung aufs Neue von einem Schauder durchbebt; aber die rührende Scene, welche ihm die beiden Kinder boten, indem Georg vor der kleinen Maria knieete und ihr sorglich die Füße einhüllte, verscheuchte jede andere Empfindung. Freilich ist es dem Armen selten vergönnt, sich hilfreich und wohlthätig zu erweisen; und er muß es sich gefallen lassen, daß die zarten Seelen der Auserwählten sein Herz und Gefühl roh schelten, oder ihm Beides ganz absprechen. Aber schauet hinein in die Hütten der Armuth, sehet, mit welchen Aufopferungen und Entsagungen hier die Thaten der Menschenliebe geübt werden: und gestehet, Ihr Auserkohrenen der Erde, daß Eure Opfer, die Euch so wenig kosten, eitel Spielereien sind!

Wie neu gestärkt durch Georgs reine Menschlichkeit, erhob sich Wilhelm von dem Lager und packte seinen Strohsack zu dem übrigen Schlafgeräth, welches in der einen Ecke des Zimmers aufgeschichtet lag. Dann erbot er sich, für den Alten das Geschäft des Schärfens zu übernehmen, da er bei dergleichen Arbeiten Bescheid wisse.

»Es ist vielleicht« — erwiderte der Greis, indem er Wilhelm die Säge hinreichte — »vergebliche Arbeit. Ich allein werde mit einem Viertel-Haufen Holz nicht fertig, und Liebert hat sich wieder einmal unfähig zur Arbeit gemacht.«

Wilhelm erbot sich zum Beistande; der Alte nahm diesen freudig an. Die Eine der Frauen brachte den Kaffee auf den Tisch, welcher sich von dem warmen Wasser nur durch die etwas dunklere Farbe unterschied. Die eine Tasse, welche man besaß, wurde dem Gast gereicht; der Greis, die Alte, die jüngere Frau und der Knabe, aus denen die eine Familie bestand, tranken aus Töpfen oder vielmehr Scherben. Um den Kaffee der anderen Familie sam-

melten sich der Trunkenbold Liebert, seine Frau, das schöne Kind und Röschen. Diese trug in ihrer Kleidung am wenigsten die Spuren des hier herrschenden Elends; aber die bleichen Wangen des regelmäßigen Gesichts und das matte Licht des einst schönen Auges redeten deutlich genug.

Der Alte entwickelte bei der Arbeit alle Kräfte, die ihm zu Gebote standen; indessen mußte Wilhelm doch das Beste thun, um ihr Tagewerk zu vollenden. Gegen Mittag brachte die Tochter des Alten den Arbeitern das Mahl. Es bestand nur aus Kartoffeln, aber mundete den Armen trefflich; wenn es nur reichlicher gewesen wäre! Die Theilung des verdienten Geldes lehnte Wilhelm ab; er schlug vielmehr dem Alten vor, gemeinschaftlich zu erwerben und zu leben.

»Ach Gott,« erwiderte der Greis, »unser Leben ist zu elend. — Sie werden nicht lange Lust haben, es mit uns zu theilen. Heute haben wir Etwas verdient: das ist nach wenigen Tagen verzehrt, und inzwischen bin ich vielleicht vergebens nach Arbeit herumgelaufen; dann ist

auf viele Tage ein Stückchen Brot unsere einzige Nahrung. Sie sind rüstig, Sie haben auch wohl Etwas erlernt, das Sie besser nähren kann.«

»Guter Vater, dem Elende bleibt kein anderer Bund als mit dem Elende, wie sich überhaupt nicht der Mensch mit dem Menschen, sondern nur das Glück des Einen mit dem Glücke des Anderen verbündet. Mein Geschick hat mich zu den Unglücklichen geworfen.«

Zu Hause fanden sie die Frauen mit Anfertigung von Spielsachen für den Weihnachtsmarkt beschäftigt. Pyramiden, mit buntem Papier überkleidet, kleine Puppen, aus elenden Flicken zusammengesetzt, schnarrende Waldteufel und künstliche Eier fanden hier ihr Atelier. Besonders geschickt zeigte sich bei diesen Arbeiten die alte Frau. Aus dem jämmerlichsten Flickwerk, aus den kleinsten Papierschnitzeln wußte sie noch immer Etwas zusammenzusetzen, was ein Kinderauge reizen mochte. Wilhelm besaß für jede Art von Handfertigkeiten ein großes Geschick. Manches Spielwerk hatte er als Knabe zu seinem Vergnügen geschnitzelt und gepappt,

jetzt wurde ihm das in den langen Abenden eine ernstere Beschäftigung. Zugleich lehrte er Georg seine Kunst; und der lebhafte Knabe begriff leicht und arbeitete mit Lust. Als er das erste Schilderhäuschen zusammengepappt, mit welcher Freude zeigte er es der kleinen Gefährtin! Sie lobte seine Geschicklichkeit und sagte: »Wie wird es die reichen Kinder freuen, welche es auf ihrem Weihnachtstisch erblicken!«

»Ei, Mariechen, was denkst Du! Das ist lange nicht gut genug für die Kinder reicher Leute, das ist nur für solche, die wenig besser sind, als wir.«

»Also sind die Reichen besser, als die Armen?«

»Ei wohl! sie gehen in die Schulen und Kirchen und lernen viel.«

»Und wir lernen nur hungern und frieren: das ist doch recht böse!« seufzte die Kleine.

»Habe nur Geduld, Mariechen: es wird wieder Sommer, und dann springen wir fröhlich herum im Freien, während die reichen Kinder in den dumpfen Stuben sitzen müssen.«

»Aber wir lernen doch dabei Nichts!«

»Das ist freilich wahr und schlimm; aber betrübe Dich nur nicht: ich werde einmal darüber nachsinnen, wie wir es anfangen, auch Etwas zu lernen.«

Auf Wilhelm machten solche Reden der unglücklichen Kleinen den rührendsten Eindruck. Die Uebrigen schienen an dieselben gewöhnt, nur Mariens Mutter verrieth durch den schmerzlichen Blick, mit welchem sie auf ihrem Kinde weilte, ihre Empfindungen und ihre Theilnahme. Am Tage ging Wilhelm mit dem Alten hinaus, um ihre Dienste anzubieten. Oft kehrten sie traurig wieder heim: die langen Stunden des Tages hindurch hatten sie in der strengen Winterkälte vergebens geharrt. Dann mußte sich am folgenden Tage die ganze Familie von einem Stück trockenen Brotes nähren. Wilhelm ertrug das Fasten wohl mit leichtem Muth, aber ihn jammerte der Uebrigen, besonders der alten Frau. Er kannte ihr Leben. Die lange Reihe von siebenzig Jahren war ihr nur eine Kette von Sorgen, Noth und Ungemach gewesen. Wo auch immer das Herz einmal hätte freudig aufjauchzen mögen: der Druck banger Besorgniß

vor dem drohenden Morgen preßte es starr zusammen. Mit Klagen und Aengsten um das Geschick der Eltern hatte der Morgen ihres Lebens begonnen, freudlose Arbeit füllte den freudlosen Tag, und der Abend, welcher selbst dem gejagten Wild die Ruhe gönnt: dem Kinde der Armuth gewährt er sie nicht. Und wie sie lebte ohne einen Augenblick freier, fröhlicher Erhebung aus den Banden des Elends, so haben ihre Eltern gelebt, so leben ihre Kinder, und ihren Enkeln wird kein anderes Loos zu Theil.

»Wie elend, wie leer, wie gedrückt und geknickt müssen die Herzen sein, welche an der Schwelle solcher Geschicke nicht die Verzweiflung ergreift! Wundert Ihr Euch nicht, Ihr Reichen und Mächtigen, daß sie geduldig immer harren auf die Stunde der Erlösung, die ihnen nimmer schlägt? — daß sie sich nicht empören — empören gegen Euch und eine Ordnung, die schon vor ihrer Geburt sie mit dem härtesten Fluche belastete? — O, nein! Ihr wundert Euch nicht, Ihr fürchtet nicht: Ihr seid zum Genuß, Jene zu Arbeit, Noth und Elend bestimmt. So hat es Euch die Gewohnheit gelehrt; und zu allen

Zeiten hat es ja Reichthum und Armuth, Schwelgerei und Hunger, Seide und Lumpen gegeben.«

Solche Gedanken stiegen in Wilhelms Seele auf, als er vor einem hellerleuchteten Hotel stand. Die Equipagen rollten indessen unaufhörlich heran; reichgeschmückte Damen, Männer in glänzenden Uniformen stiegen unter dem Beistande von Jägern und Lakaien aus; eine fröhliche Musik schallte zur Straße herab. Wilhelm hatte heute nicht Speise, nicht Trank genossen, und er wußte nicht, ob sie ihm morgen würde zu Theil werden.

Welch' ein Contrast zwischen seinem einsamen Elend und dem lauten Jubel des Reichthums! Ein tiefer Groll brach ein in sein Herz. »Könnte ich« — knirschte er im wilden Zorn — »eine brennende Fackel hineinwerfen in ihre schäumende Lust! — Könnte ich mit einem Schlage vernichten, was von Glanz und Reichthum und Wohlleben sie umgiebt: bei Gott, ich thät' es, damit die Schauder der Armuth sie ergriffen, und sie menschlich fühlen lernten! Wilden Muths wollte ich dann von Ort zu Ort rastlos die

Erde durchwandern, nicht ruhen und rasten, bis ich den Stolz und den Hochmuth und die Herzenshärtigkeit niedergedonnert.« —

Reichthum und Macht entsittlichen so leicht den Menschen: sie füllen die Seele mit Hochmuth und Verachtung gegen seine Mitbrüder. Armuth und Elend wirken aber nicht minder verderblich: Haß und Neid zerfleischen das Herz und vergiften die edelsten Empfindungen. Noch bewundern und preisen Gelehrte und Staatsmänner diese Organisation der Gesellschaft, welche sich auf die Ungleichheit der Menschen stützt. Mag diese immerhin in Zeiten sittlicher Roheit als Stachel der Thätigkeit gedient, mag sie noch vieles andere Gute erzeugt haben: sittlichere Zeiten werden sich nicht durch Elend, Noth und Verderben fortentwickeln wollen. Es liegen in der menschlichen Natur edlere Triebfedern.

Voll Ingrimm verließ Wilhelm den Ort. Wer ihm jetzt in den Weg getreten wäre, der hätte eine schwere Faust gefühlt. Immer in sich hineinredend, war er auf die einsamen Straßen der Vorstadt hinausgekommen. Da biegt er um eine Ecke, plötzlich steht vor ihm

der Feldwebel Krüger. Beide Feinde schauen überrascht einander an: in Wilhelms Augen funkelt's, und schon hat er den Arm erhoben, doch er läßt ihn wieder sinken. »Schurke« — sagt er — »Du zitterst! Du trägst doch einen Degen und ich bin wehrlos; Du bist doch ein Ehrenmann, und ich bin ein Vagabond, ein von Eurer Gerechtigkeit geächteter, verfolgter Vagabond! — Kein Laut, keine Bewegung: ich erwürge Dich! — Siehst Du, Schurke, dahin hast Du mich gebracht: Nichts mehr habe ich zu verlieren, Nichts mehr zu fürchten. Ha! es kocht in mir auf: eile, daß Du mir aus den Augen kommst! — Es könnte mich bei Deinem hündischen Anblick endlich die Lust anwandeln, meinen Fuß auf Deinen Nacken zu setzen!« — Noch stand der Feldwebel auf demselben Fleck, als Wilhelm sich schon abgewandt; dann tief aufathmend ergriff Jener die eiligste Flucht.

»Das war der Feldwebel Krüger, der hier so eilig um die Ecke stürzte,« sagte der alte Mannlich zu Wilhelm, den er auf dem Wege einholte.

»Kennen Sie den Menschen?« fragte Wilhelm.

»Er ist eine Art Vetter von Röschen und hat den Kuppler gespielt zwischen ihr und dem Lieutenant, der das Mädchen verführte.«

Röschen war heute noch fröhlicherer Laune als gewöhnlich; Wilhelm aber blickte sie zum ersten Male in theilnehmendem Mitleid an: sie war mit ihm demselben Bösewicht zum Opfer gefallen.

Endlich war die Zeit des Weihnachtsmarkts gekommen. Da wurde dem Enkel ein Riem um die Hüften gebunden und Waldteufel und Knarren an denselben gehängt. Georgs Hände erstarrten vor Kälte, aber muthig schwang er die kleinen, buntbemalten Fahnen von Papier; lustig schnarrte sein Waldteufel, und mit freundlichem Wort lud er zum Kaufen ein. Der alte Mannlich aber ging auf und nieder bei den Pyramiden, großen und kleinen, grünen und bunten; er rüttelte den alten Körper und rieb und klopfte die Hände, damit er nicht vollends an der Kälte erstarre. Die alte Frau mit einem Korbe voll kleinen Puppen und anderen Spielzeugs, das Wilhelm größtentheils gefertigt, saß an der Treppe eines Hauses und bot mit schwacher,

beweglicher Stimme den Vorübergehenden ihre Waaren zum Kaufen. Nur selten konnte sie von der Tochter, die in der Wirthschaft beschäftigt war, abgelöst werden. Wilhelm pflegte der alten Frau den Korb zu ihrer Stelle zu tragen. Dann saß sie da auf den steinernen Stufen in der grimmigen Kälte, zusammengekauert, in ihrem dünnen und kurzen schwarzen Mantel, an welchem Flicken auf Flicken geheftet war. An ihr rauschten die Damen hin in den schweren seidenen Stoffen, schritten die Männer in ihren warmen Zobelpelzen stolz vorüber, ohne auch nur der Armen einen Blick des Mitleids zu schenken. Wenn Wilhelm so die alte gute Frau sah, dann traten ihm vor Schmerz und Ingrimm die Thränen in das Auge. Also nicht soviel kann die Gesellschaft mit ihren unendlichen Mitteln erübrigen, um das greise, hilflose Alter vor dem schwersten Ungemach zu schützen? — Wilde Thiere werden sorgsam gehegt und gefüttert; Tausende von Hunden werden auf warmen Polstern gepflegt, Tausende von Pferden stehen nutzlos, mit warmen Decken umhüllt, in den prächtigen Marställen; aber das elende Alter des Armen

hat keine schützende Stätte! Doch da stehen ja große, dunkle Gebäude, Hospitäler der Armen! Gehet hinein, sehet den Schmutz, athmet die dumpfige Luft, genießt die matten, kraftlosen, kargen Speisen und sagt, ob das ein Asyl sei, wie Ihr es Euren Eltern, Euren Verwandten wünschet, wie Ihr es fordern könntet für die Millionen, welche Euer Schweiß, Euer Blut zu den allgemeinen Lasten beisteuert! —

Wilhelm hatte, wie er alle Abende that, die alte Frau nach Hause geführt. Er hörte die sonst immer geduldig Ausharrende heute zum ersten Male über ihr trauriges Geschick klagen. Schon am Morgen hatte sie sich krank und matt gefühlt, und doch hatte sie hinaus gemußt und den Tag über gelitten von der grimmigen Kälte. Mit Mühe nur brachte Wilhelm die von Fieberschauern Gerüttelte in die Wohnung zurück. Als sie sich auf ihrem elenden Lager zitternd krümmte und die zahnlosen Kinnbacken gegen einander schlugen, zog Wilhelm seinen Rock aus, deckte denselben über sie und setzte sich neben ihr Lager, um sie zu trösten und ihr das Brotwasser gegen den brennenden Durst zu reichen. Das Bild

seiner Mutter stand ihm vor der Seele, und wenn er auch hoffen durfte, sie in solches Elend nie versunken zu sehen: doch konnte ihr Schmerzenslager einsam und verlassen sein. Der Geliebten hätte er nicht liebevoller pflegen können, als der alten Frau, die ihm fast fremd war. Ihr Zustand hatte sich am folgenden Tage noch verschlimmert. Indessen war auch Röschen aufs Krankenlager geworfen. Das Brustleiden, welches sich allmälig bei ihr ausgebildet, war mit großer Heftigkeit zum Ausbruch gekommen. Während sie immer hoffnungsloser und immer begieriger die Luft des Lebens einsog, war die alte Frau sanft entschlummert. Der Tod war gegen sie freundlicher gewesen, als das Leben; der Tod war vielleicht das einzige Glück, welches sie im Leben getroffen. Wilhelm stand tief ergriffen vor der Todten: weinen konnte er nicht. Der greise Gatte, die Tochter, besonders Georg und mit ihm Mariechen jammerten in lautem Schmerz.

Die Gefährten unserer Leiden sind uns theurer als die Genossen unserer Freuden. Deshalb betrauert der Arme, Elende seine Todten

tiefer als der Reiche, Vornehme; nur Noth und Sorgen treiben Jenen wieder rascher hinaus aus seinem Gefühl: sie lassen ihn nicht einmal den Trost und das Glück des Schmerzes rein genießen! —

Mannlich, Wilhelm und der Enkel gingen dem Leichenwagen nach, der am frühen Morgen im Trott zum Armenkirchhofe hinrumpelte. Auch als die Erde sich allmälig auf das elende Bretterdach häufte, weinte Wilhelm nicht. Es spielte vielmehr ein schmerzliches Lächeln um seine Lippen, als er hier auf dem Armenkirchhofe bedachte, daß selbst nach dem Tode noch der Reiche von dem Armen geschieden werde, daß man diese zu den Selbstmördern lege, denen ehemals ein ehrliches Begräbniß verweigert wurde. Diesen ist in unserem aufgeklärten Zeitalter gegen Geld gestattet, in den Reihen ihrer Brüder und Schwestern ihren herben Lebensschmerz zu verschlafen; Jenen noch nicht.

Röschens Krankheit wandte sich, seit neben ihr die Nägel in den Sarg der Leidensgefährtin geklopft worden, zum raschen Ausgange. Draußen tobte der Wind am finsteren Abend und

trieb die Schneeflocken durch die schlecht schließenden Fenster; drinnen flackerte ein Lämpchen hin und her, und ein Leben drohte zu verlöschen; während ein anderes hervortreten wollte zum unerfreulichen Dasein — nur hervortreten, um eine neue Kette von Jammer und Elend zu beginnen.

Neben Röschens Sterbeseufzern tönte die Klage der Frau Liebert in den Wehen der Geburt.

Mannlich war neben Röschens Lager niedergekniet; er fragte, wie es ihr gehe. »Ich werde sterben,« erwiderte sie, »und ich sterbe gern, wenn ich ihn nur noch ein Mal sähe.«

»Er wird,« sagte Mannlich, »einer Sterbenden den letzten Wunsch nicht versagen. — Wegner,« wandte er sich an Wilhelm, »Sie wissen, wo der Baron Rohda wohnt, er stand ja bei Ihrem Regiment: sagen Sie ihm, wie Röschen leidet und daß sie ihn zu sprechen wünscht.«

Von dem elenden Strohlager, auf welchem Fieberschauer und Frost eine Sterbende rütteln, treten wir in den Wohnsaal eines vornehmen Hauses. Eine milde, weiche Luft umfängt uns;

wir athmen den feinsten Duft ätherischen Wohlgeruchs. Von der Decke herab schwebt eine Ampel, und ihr Licht vereint die Klarheit der Sonne mit der Milde des Mondes. Der Fußboden ist mit feinen Teppichen bedeckt, deren weiche Elasticität der Tritt fühlt. Die Wände sind mit Goldleisten eingefaßt und mit niederländischen Tapeten geschmückt. Auf dem himmelblauen Grunde heben sich an der Hauptwand zwei kostbare Gemälde im glänzenden Goldrahmen hervor. Unter ihnen stehen zwei Tische mit den niedlichsten Kunst- und Spielsächelchen. Ein prächtiger Wiener Flügel, einige Sessel und kleine Sophas sind durch den Saal vertheilt; der zierliche Schreibtisch ist von einer grünen Epheulaube umgeben. Alle Meubel tragen den Rococogeschmack. Den Raum zwischen den drei Fenstern füllen zwei Trumeaux in glänzenden Goldrahmen, über den Fenstern selbst wallen Vorhänge von schwerem Stoffe herab. Gegen das zweite Drittel des Saales hin stand ein Tisch, mit herrlich gearbeitetem Theeservice und zwei Armleuchtern von Silber. Die längere Seite des Tisches nahm ein Sopha ein, die für-

zere ein Lehnsessel. Auf jenem ruhte eine junge Frau im seidenen Hauskleide, malerisch hingegossen; die Arme hatte sie in einen kostbaren Kaschmirshawl gehüllt, aus welchem nur die Fingerspitzen mit den zarten Glacehandschuhen hervorblickten. Ihr Auge war auf die Spitzen der niedlichsten Füßchen gerichtet, mit denen sie, in Gedanken versunken, ein leichtes Spiel trieb. Auf dem Lehnsessel, mit Hunderten von kleineren und größeren Sprungfedern, die bei der leisesten Bewegung des Körpers nachgaben und jede Lage bequem machten, wiegte sich ein junger Mann, im elegantesten Sammetschlafrock, den seidene Schnüre zierten. Ungeachtet seiner Jugend waren die Züge schon merklich schlaff und das Feuer des Auges ohne den herrlichen Glanz der Energie. Unmuthig drehte er den kleinen schwarzen Stutzbart, bis er begann: »Du wolltest einmal zur Abwechselung heute keine Salongesellschaft, ma chère Adeline, und da haben wir nun das prächtigste ennui. Vous êtes quelquefois de bonne humeur, ma chère Adeline.« Die junge Frau seufzte. — »So einem Handwerker,« fuhr er fort, »der sich

während des Tages müde gearbeitet hat, dem mag ein Abend tête à tête mit seinem Weibchen recht idyllisch erscheinen; aber —«

»Dir nicht! Ich langweile Dich?« sagte die Frau mit einem leisen Anklang des Vorwurfs.

»Wir langweilen uns Beide, mein Kind. Man muß den Tag über doch etwas Ernsteres thun, und dazu bietet sich nur in der Gesellschaft die Gelegenheit. Dort haben unsere Stunden allein einen Zweck: man will unterhalten, interessiren, gefallen — si l'on ne peut être adoré! —«

Die Frau seufzte wieder und der Mann drehte wieder seinen niedlichen Bart.

Ein Diener in reichgallonirter Livree trat ein und meldete, daß ein Mensch den Herrn Baron um Gehör bitten lasse.

»Wer ist der Mensch?« fragte der Baron.

»Sein Name thue Nichts zur Sache.«

»Schick' ihn herein.«

»Nicht doch! lieber Victor. Solche Menschen haben immer eine Atmosphäre, die mir Nervenzuckungen erregt. Sprich ihn doch in dem Vorsaal,« bat die zarte Frau.

Der Baron ging.

»Eine Sterbende,« redete Wilhelm ihn an, »sendet mich: Röschen Krüger richtet an Sie die Bitte, ihr den Tod durch ein Abschiedswort zu erleichtern.«

»Wer ist Röschen Krüger? — und was habe ich mit ihr zu schaffen?« — fragte der Mann innerlich erbebend, doch scheinbar ruhig.

»Es ist dasselbe Mädchen, welches Sie einst mit heißen Liebesworten umstrickten und namenlos elend machten. Es ist Ihre Pflicht, die Bitte der Unglücklichen zu erfüllen.«

Der Baron erblaßte, schwieg einen Augenblick und sagte dann mit erregter Stimme: »Sie scheinen mir am wenigsten geeignet, mich über meine Pflichten zu belehren. Uebrigens mag die Person sein, wer sie wolle: das Wetter ist stürmisch, und ich bin nicht aufgelegt, die Jammertöne einer Sterbenden zu hören.«

»So verfolge Sie der Fluch dieser Sterbenden hier und dort! So mögen Sie in letzter Lebensstunde sich einsam auf dem Lager winden und vergebens nach einem lieben Menschenangesicht lechzen!« — Wilhelm hatte diese Worte in

der Aufwallung des empörten Gefühls gesprochen; ein seltsames Lächeln, das in die Seele schnitt, spielte um die Lippen des Barons.

Wilhelm trat wieder an Röschens Lager; ihr Auge flammte auf in der Hoffnung auf Erfüllung des letzten Wunsches. Wilhelm hatte in seiner Aufregung nicht überlegt, was er ihr sagen solle; doch jetzt fehlte ihm nicht das Wort: »Er kommt, aber vielleicht nicht so bald; er hatte Dienstgeschäfte.«

Röschen nickte ihm freudig und dankend zu. Nach wenigen Minuten sagte sie mit lauter Stimme: »Er kommt, ich hör' ihn auf der Treppe!« — Mit einer raschen Bewegung hatte sie sich emporgerichtet, langsam sank das Haupt wieder zurück und sie hatte ausgeathmet. In demselben Augenblick hörte man aus der anderen Ecke des Zimmers den Schrei eines jungen, neuen Lebens. Welch ein Stoff zu empfindsamen Gedanken für eine zarte, feingebildete Seele! Wir, welche die Wirklichkeit solcher Scenen kennen, stehen erschüttert vor dem sterbenden und doch nie endenden, sich immer neu gebärenden Elend! — Und Ihr, Kinder des

Reichthums, wuchert Euch das Glück, Euch der Friede in der brennenden Begier Eurer Leidenschaften, in dem ermatteten Stachel Eurer Genüsse? — O, nein! — Auch Ihr seid elend, auch Ihr seid arm: Euer Herz ist an dem Fluch der Selbstsucht verdorrt, oder in Eurem Innern wüthet der Kampf, welcher das Leben zerfleischt, der Kampf der Selbstsucht und der Menschlichkeit. Wer könnte Euch sein Mitleid versagen!

Wilhelm aber stand vor der Leiche; Thränen traten in sein Auge, nicht die Thränen der Trauer: die Thränen des glühenden Zornes. »Wehe über Euch, Vornehme und Reiche!« — rief er aus. — »Wie viele solcher Opfer erliegen Euren schändlichen Lüsten! — Wie rein, wie edel erscheint Ihr äußerlich, und wie schmutzig, wie gemein lebt's in Eurem Innern! Ihr seid stolz auf Euren Adel, Eure Geburt, Euren Reichthum und blicket verächtlich herab auf das niedere Volk, bebt ekel zurück vor seiner Berührung, und Ihr habt ein Recht dazu. Denn unsere Söhne machtet Ihr zu Knechten, unsere Töchter zu Metzen, unsere Weiber zu Ehebrecherinnen! Der Teufel, welchem Ihr opfert,

das Gold, hat Gewalt über die Gemüther der Menschen. Aber die Zeit kommt, da seine Macht gestürzt wird, und dann wehe Euch, wenn Ihr nicht gehet und thuet Buße und betet an vor der Tugend, die Ihr jetzt durch Eure Thaten schnöde höhnt!«

Liebert war ein jämmerlicher Mensch; in Roheit und Armuth aufgewachsen, hatte er nur von einem Tage zum anderen leben gelernt; dem Trunke ergeben, büßte er noch nach und nach den kleinen Grad von Gutmüthigkeit ein, der stets schlaffen Naturen eigen ist.

Wilhelm verachtete den Menschen, der nur zu leben schien, damit die thierischen Elemente immer nackter an ihm zur Erscheinung kämen. Aber wenn er jetzt, sorgenvoll auf Weib und Kind blickend, im Zimmer umherschlich, oder wenn er, den Kopf in die Hand gelehnt, dasaß und verzweifelt auf den Boden starrte: dann konnte sich Wilhelm doch des Mitleids nicht erwehren und er sprach manches zornige Wort über die Verkehrtheiten des Lebens, über der Reichen tolle Verschwendung, über der Armen Noth. Liebert glotzte ihn dann an und nickte

am Ende beifällig mit dem Kopf. — Tod und Geburt hatten den beiden Familien die Miethe, welche sie für den laufenden Monat zahlen mußten, genommen. Der Wirth war unnachsichtig. Sie durften nicht zweifeln, morgen obdachlos zu sein, wenn es ihnen nicht gelang, die Verpflichtung zu erfüllen. Da trat Liebert zu Wilhelm.

»Sie haben« — sagte er leise, daß es die Frau nicht höre — »oft behauptet, die Güter der Erde habe Gott allen Menschen geschenkt. Ist es also ein Unrecht, wenn man den Reichen das, was sie selbst nur als geraubtes Gut besitzen — nimmt?«

»Wenn Sie das könnten, Liebert, würde die Menschheit Sie als einen Halbgott verehren; während ich Sie kaum für einen Halbmenschen gehalten habe,« erwiderte Wilhelm mit einem halb bemitleidenden, halb verachtenden Lächeln.

»Das wäre mir wohl eine große Kunst! Ich habe es nur bisher nicht thun mögen, weil ich es doch für eine Sünde hielt. Nun hören Sie: bei dem reichen Bankier Milter bin ich oft im Comptoir beschäftigt worden; ich kenne

alle Gelegenheiten des Hauses. Ohne Gefahr können wir ins Comptoir gelangen, die Kasse erbrechen und mit dem Gelde davongehen.«

»Und sind, selbst wenn Alles gelingt, infame Diebe und niederträchtige Schurken!«

Liebert sah Wilhelm erstaunt an, denn er hatte nicht anders vermuthet, als daß dieser freudig auf seinen Plan eingehen würde. Wilhelm aber fuhr fort: »Niemand wird reich ohne Uebervortheilung seiner Nebenmenschen; denn Niemand hat so große Arbeitskräfte, daß wenn er sich nur diese bezahlen ließe, er mehr erwürbe, als er bedarf. Jeder aber sollte es für schimpflich halten, mehr zu gewinnen, als er mit seinen eigensten Kräften erwerben kann. Jeder sollte es selbst für schimpflich halten, mehr zu besitzen und mehr zu genießen, als der einfachste vernünftige Bedarf fordert. Jeder aber sollte auch so viel erarbeiten wollen und können. — Wenn Sie diese Gesinnung und dieses Streben den Menschen nicht einflößen können, dann, Liebert, bleiben Sie ein eben so armseliger Schächer, wie alle unsere Volksbeglücker mit ihren alten und neuen Lehren.«

»Gut wär' ein Zustand wohl, wie Sie ihn wollen, aber möglich ist er nicht.«

»Also,« erwiderte Wilhelm, »faullenzen, vergeuden und stehlen Sie! Aber der Zustand wär' auch nicht einmal gut für Sie und eben so wenig für die armen und reichen Taugenichtse; denn Ihr Tagediebe und Tagelöhner allgesammt müßtet bei einem solchen vernünftigen Zustande elendiglich verkommen, oder Euch von Eurer Faulheit und Eurer Vergeudung gründlich abwenden.«

Liebert seufzte: »Ach Gott, die Miethe! hätten wir nur die Miethe, dann möchte alles Uebrige sein, wie es wollte!«

»Verrecke Du auf dem Mist!« sagte Wilhelm empört und kehrte dem armseligen Burschen den Rücken. Er ging in die Stadt hinein. Da Thauwetter eingetreten, fragte er in einigen Häusern, wo er schon zuweilen Handdienste verrichtet, ob man ihm vielleicht das Aufschippen des Schnees vor den Häusern und auf den Höfen übertragen wolle. Ueberall aber wurde er abgewiesen. Mißmuthig ging er die Straße hinunter, als er den Kopf von Oben herab,

wie von einem Steinchen getroffen fühlte. Er blickte empor: in dem obersten Stockwerk des Hauses saß ein Knabe im Fenster und ergötzte sich daran, mit einem Stabe die Eiszapfen von dem Dache herabzuschlagen. Wilhelm erkannte das Gefährliche des Spiels und wollte eben dem Knaben zurufen, als dieser, mit dem Stabe weit ausholend, durch den Schwung das Gleichgewicht verlor, noch einige schwache Versuche machte, sich wieder festzusetzen und dann kopfüber herabstürzte. Wilhelm hatte sogleich einen festen Stand genommen; er fing den Knaben in seinen Armen auf. Aber die Wucht des Falles riß ihn zu Boden. Der Knabe war unversehrt; sein Erretter aber blutete aus einer starken Wunde am Kopfe. Um Beide hatte sich sogleich ein Menschenhaufe geschaart; auch Vater und Mutter des Knaben waren herbeigestürzt. Die einfachen, treuherzigen Bürgersleute machten wenige Worte; aber die Thränen im Auge und der Händedruck sprachen ihren Dank. Wilhelm mußte ihnen in ihr Haus folgen. Der herbeigeholte Arzt verband die Wunde und befahl dem Patienten, sich, wenn er nach Hause gekommen,

sogleich ins Bette zu legen und sich ruhig zu verhalten.

Am folgenden Morgen traten zwei Männer in ein niedriges Haus der Vorstadt, sich nach Wilhelm Wegner erkundigend. Der Mann, welchen sie angeredet, erwiderte: »Den haben sie gestern wahrscheinlich in einer Prügelei übel zugerichtet: er liegt jetzt im Fieber. Eben will ich zum Polizeicommissarius schicken, um ihn wegzuschaffen. Die Leute, bei denen er einliegt, können die Miethe nicht zahlen, und sie müssen noch heute sämmtlich hinaus. Man hat seinen Aerger mit solchem Pack!«

»Der Wegner,« sagte Einer der Männer, »hat seine Wunde bei der Rettung meines Kindes davongetragen. Incommodiren sie also nicht den Commissarius: ich zahle Miethe und Kurkosten.«

»Die Miethe aber muß ich noch heute haben!« —

»Sie können dieselbe sogleich in Empfang nehmen.«

Man trat bei dem Wirthe ein; Herr Moller zahlte das Geld und der Wirth schrieb die

Quittung. Dann gingen Herr Moller und der Arzt die gebrechliche Stiege hinauf in die elende Wohnung des Kranken. Dieser lag auf einem Strohsack vom heftigsten Wundfieber erfaßt; seine Unglücksgenossen standen voll Sorge und Kummer da; die Frauen weinten. Herr Moller erkundigte sich zuerst nach des Kranken Befinden; dann reichte er dem alten Mannlich die Quittung. Dieser hatte kaum den Blick auf das Papier geworfen, so erheiterte sich sein trübes Auge. »Kinder,« rief er aus, »die Miethe ist bezahlt. Das verdanken wir wieder dem braven Wilhelm! Und herzlichen Dank Ihnen, edler Mann, der Sie eine schöne That so großmüthig belohnen!«

Während die Gesichter Aller von Freude glänzten und Aller Augen dankend auf den Herrn Moller schauten, stöhnte Wilhelm von seinem Lager unmuthig: »Also dahin ist es gekommen, daß ich mir eine Menschenpflicht mit Geld muß lohnen lassen!«

Wilhelm fühlte zarter, als die vornehmen Männer, welche sich die heiligen Dienste, dem Vaterlande geleistet, mit Orden, Würden, Schen=

kungen gern reichlich bezahlen lassen; er fühlte zarter als der Staat, welcher für Dienste der Menschlichkeit Belohnungen aussetzt. Steht es um die Sittlichkeit seiner Bürger wirklich so schlecht, daß diese nur durch äußere Anreizungen bewogen werden können, ihre Schuldigkeit zu thun: dann sollte der Staat die Sittlichkeit wecken, aber nicht gute Handlungen durch verwerfliche Motive hervorrufen wollen. Was soll man aber vollends zu der Weisheit der Staatsmänner sagen, welche unwürdige Mittel schaffen, ohne daß die Entartung der Bürger sie forderte? Denn wie elend es auch mit unserer Sittlichkeit bestellt sein mag: so tief stehen wir doch nicht, daß Belohnungen und Auszeichnungen auf die Rettung unseres Bruders aus der Todesgefahr nöthig wären! Doch freilich, wenn der Bürger nach solchen Auszeichnungen geizt, kann es leicht dahin kommen.

Der Arzt erklärte, daß Wilhelms Wunde unter den Einflüssen dieser elenden äußeren Lage leicht gefährlich werden könne; er rieth, den Kranken nach einer Heilanstalt zu schaffen. Wilhelm mußte sich fügen, und Herr Moller traf

sogleich die nöthigen Vorkehrungen. In dem Krankenhause ging Wilhelm seiner Genesung rasch entgegen. Herr Moller besuchte ihn häufig und nahm überhaupt lebendigen Antheil an dem Geschicke des Retters seines Knaben. So fragte er denn auch Wilhelm, wieviel dieser etwa verdiene? —

»Fünf bis sechs Thaler monatlich,« erwiderte der Gefragte.

»Davon können Sie aber unmöglich leben!«

»Nicht nur das, sondern ich trage auch noch zur Unterstützung Anderer bei. Sie werden sich freilich von unserer Lebensart keinen Begriff machen können; Sie werden es nicht für möglich halten, daß Menschen hier inmitten der Stadt des reichsten Ueberflusses und der tollsten Verschwendung nicht selten die rohen Kartoffeln zum trockenen Brote essen, weil es ihnen an Kochholz fehlt, daß sie ohne Hemde, ohne Strümpfe, in elenden Lumpen Tage lang in der grimmigen Kälte herumstehen und überhaupt nicht anders, als durch die Last der Arbeit erwärmt werden. Das und tausend Anderes werden Sie nicht für

möglich halten, was das Leben uns Armen täglich zu tragen auferlegt.«

»Aber sollten Sie denn bei Ihrer Jugend und Ihren Kräften keinen einträglicheren Erwerb, als den eines Arbeitsmannes finden können?«

»Im Winter schwerlich, wenn ich nicht dienen will; aber lieber elendiglich verhungern, denn als Knecht mich mißhandeln und herabwürdigen lassen. Verhaßter als zehn Tode ist mir die Dienstbarkeit!«

»Das ist nicht Recht: wir sollen und müssen Einer dem Andern dienen!«

»Ja wohl! als Mensch dem Menschen, aber nicht als Knecht dem Herrn. Das ist wider die Ordnung der Natur. Kein Thier dient dem anderen; nur der Mensch darf sich rühmen, daß es seinem Verstande gelungen, einen Theil seines Geschlechts zur Arbeit, zur Dienstbarkeit, zur Verachtung verurtheilt, den anderen zu schwelgerischen Genüssen, zur Herrschaft, zu göttlichen Ehren emporgehoben zu haben.«

»Sie hätten müssen ein Handwerk lernen, um bei solchen Ansichten Ihr Fortkommen zu finden. Aber halt! Das wär' Etwas für Sie.

Mein Schwager ist Lithograph; er schickt mit dem Debit seiner Arbeiten viele Leute im Lande herum, und diese erhalten eine Tantieme von ihrem Verkauf. Was meinen Sie zu einer solchen Beschäftigung? Sie sind bei derselben in Ihrem Thun und Treiben durchaus unabhängig. Für die Caution, welche Sie stellen müssen, bürgt mein Wort.«

Zwölftes Kapitel.

Wenige Tage später zog Wilhelm auf der Landstraße einher. Kaiser und Könige, Minister und Feldherren, Prinzessinnen und Karikaturen staken in dem hölzernen Kasten, welchen er auf seinem Rücken trug. In einem Dorfe, einige Meilen von der Stadt, begann er den Handel. Er trat in eine Bauernwohnung ein und breitete seine Kunstwerke auf einem Tische aus. Zunächst stürmten die Kinder herbei, vor deren Betappen mit den schmutzigen Händen der Verkäufer seine Waare nur mit Mühe zu schützen wußte. Nach und nach fand sich die ganze Familie bis zum Pferdejungen und der Gänsehüterin zusammen. Alles staunte über die Herrlichkeiten. Wilhelm begann zu erklären: »Hier

unser Fürst, ein stattlicher Mann mit dem schönsten Schnurrbart, kostet nur vier Groschen.«

»Das ist sehr wohlfeil, Friedrich,« bemerkte die Bäuerin zu ihrem Manne; denn ihr gefiel der schöne Schnurrbart und die prächtigen Ordenssterne. Wilhelm aber zeigte sich nicht ungeschickt als Kaufmann; indem er versicherte, der Fürst würde nicht so wohlfeil sein, wenn sie nicht zu viel von diesen Bildern gemacht hätten, welche sie deshalb auch gern um jeden Preis losschlügen.

»Wie heißt er doch mit dem prächtigen fremden Namen?« fragte der Bauer.

»Serenissimus, oder auf Chinesisch: der allergnädigste Herr, der vielgeliebte Vater des Landes,« erläuterte Wilhelm.

»Die fremden Namen schreib Dir auf, Hans: die klingen gar zu schön,« bemerkte der Bauer zu seinem Sohn, und Wilhelm mußte sie demselben genau vorbuchstabiren. Als sie nun erst den Namen hatten, durfte ihnen auch das Bild nicht fehlen.

Die Kinder begleiteten den Händler zum Nachbar, um noch einmal all die Herrlichkeiten zu schauen. Hier wurde besonders der Genera-

lität Aufmerksamkeit gewidmet, denn der Mann war Soldat gewesen. »Hier der Generalissimus,« sagte er, »in voller Uniform mit allen Kreuzen und Sternen! — wie viel kostet er?«

»Ich verkaufe ihn für sechs Groschen; denn er frißt uns doch nur Zinsen und Capital auf. Ich wünschte, wir hätten ihn gar nicht; aber hier und dort findet sich doch noch Einer, dem die schöne Uniform Spaß macht. Deshalb führen wir ihn.«

»Er war noch mein Regimentscommandeur,« sagte der Bauer, und in seinen Erinnerungen schwelgend fügte er hinzu: »Wie oft rief er vor der Front: „Kinder, haltet Euch brav beim Parademarsch: da kann ein Soldat zeigen, was er ist!" Und war's schlecht gegangen, dann kapitelte er uns gehörig ab: „Ihr verfluchten Canaillen, Ihr infames Lumpengesindel, Ihr beschimpft das ganze Heer durch Euren loddrigen Marsch!" Dabei konnte er dann so wüthend werden, daß er dem ersten besten Grenadier mit dem Degengefäß die Zähne einschlug; aber er war doch ein gar freundlicher Herr. Mutter, wir müssen ihn uns kaufen! So oft ich ihn

dann ansehe, freue ich mich, daß ich Nichts mehr mit ihm zu schaffen habe.«

Der Haufe der Kinder war immer mehr angewachsen, wie Wilhelm von Haus zu Haus zog; aber als er bei dem Schullehrer eintrat, wagten sie nicht miteinzudringen.

Der Schulmeister flickte eben seinen schwarzen Sonntagsrock, als Wilhelm eintrat und seine Herrlichkeiten mit angemessenen Erläuterungen auszukramen begann.

»Bemühen Sie sich nicht, mein Werthester: die hohen Herrschaften sind zu vornehm für meine arme Wohnung,« sprach der Schulmeister im langsamen, würdigen Tone zwischen Wilhelms rasch hinrollenden Aufzählungen, und er hatte eben zum zweiten Male mit derselben Ruhe begonnen: »Bemühen Sie sich nicht, mein Werthester,« als Wilhelm sagte: »Dies ist der Herr Minister des Unterrichts, Excellenz.«

»Bin doch neugierig, in der That! den Mann zu sehen, welcher so viele arme Schullehrer verhungern läßt,« sagte der Schulmeister mit rascherer Stimme und ließ seinen Rock fallen, indem er zu dem Tische trat.

»Ein sehr würdiger Herr,« erklärte der Verkäufer, »thut viel für Schul' und Kirche.«

»In der That! thut viel für Schul' und Kirche: weiß wohl! Habe auch die Ehre gehabt, das große Haus zu sehen, welches er in der Residenz bewohnt: in der That! es muß sich viel in demselben thun lassen! Hat auch die Gnade gehabt, Seine Excellenz, uns fünf Thaler zu den nöthigsten Schulutensilien abzuschlagen, und hat hochgeneigtest befohlen, Excellenz, daß Alles beim Alten bleibe. In der That! Excellenz thut viel für Schul' und Kirche, widmet ihnen sein ganzes gesegnetes Leben.«

»Sie sollten den hochgeehrten und hochverdienten Mann in der Schulstube aufhängen, daß sein Anblick die Kinder für die Wissenschaft begeistere und zur Dankbarkeit entflamme für die Wohlthaten, welche das Vaterland ihnen durch diesen würdigen Mann spendet.«

»In der That! ein schöner Gedanke. Aber ich fürchte, daß die junge Brut, mein' ich die lieben Kindlein, Nichts von den Wohlthaten wissen werde; sintemal bis jetzt erst eine Stunde angesetzt ist, ihnen ein Gefühl einzuflößen für

das Glück, einem so alten Herrscherhause, wie das unsrige ist, zu gehören. Wär' aber wohl zweckmäßig, wenn die junge Brut, mein' ich die lieben Kindlein, auch schon frühe das Glück schätzen lernte, Minister und Präsidenten und Räthe und Secretäre und Nuntien zu haben. Wär' das in der That wohl ein Gegenstand hoher Beachtung und allerhöchster Beschließung. Bis dahin, mein Werthester, kann ich von Seiner Excellenz in der That keinen Gebrauch machen.«

Wilhelm wandte sich von dem kärglichen Schulmeister zu dem wohlhabenden Schulzen. Dieser wollte Nichts sehen, wenn Wilhelm nicht etwa den Herrn Landrath v. Stangen habe.

»Nicht im Portrait,« sagte Wilhelm, »aber als — als —« er suchte in den Karikaturen herum und zog endlich den Sonntagsjäger hervor. Ein wohlbeleibter Mann mit Flinte und Jagdtasche steht an einem ziemlich breiten Bach; seine Augen sind starr auf einen Punkt geheftet, während er den Mund zum stärksten Ruf weit aufsperrt und dazu Aerger und Verzweiflung aus seinem Gesicht aufs Lächerlichste reden läßt. Man würde glauben, der Mann leide an schreck-

lichem Bauchgrimmen, wenn nicht unmittelbar am anderen Ufer ein Hühnerhund säße, der den halben Blick scheu auf den Herrn, den anderen halben liebeselig auf eine wilde Ente heftet. Während die Zähne gierig in der Beute wühlen, fühlt der Rücken schon die Schläge und Fußstöße, welche die aufgehobene Faust des Herrn genugsam droht.

»Das ist er! das ist er,« rief der Schulze erfreut. — »Jagd und Pferde, das ist sein Element; hat auch einen Jagdverein, einen Pferdeverein und einen Trinkverein, was sie Wasserheilmethode nennen, für unseren Kreis gestiftet. Sie sehen ihm an, er ist Offizier gewesen und wird gewiß noch einmal Minister. Denn so oft der Fürst hier durchreist, sind an jedem Dorf des Kreises Ehrenpforten erbaut und die ganze Bauernschaft, jung und alt, wird zusammengetrommelt und muß schreien, was die Kinnbacken können. Ja, das ist ein kluger Herr; hat auch schon einen Orden! — Wieviel kostet er denn?«

»Der Herr Landrath« — rühmte Wilhelm —

»ist ausgezeichnet getroffen; er ist ein wahres Charakterbild, und das kostet sechszehn Groschen.«

»Ei, das ist zu viel.«

»Sie könnten freilich für denselben Preis einen Fürsten, einen Minister und einen Feldmarschall haben; aber was sind auch alle drei gegen einen Landrath! Der ist unumschränkter Herr, ein Pascha in seinem Kreise.«

»Vor zwanzig Jahren war er das wohl; aber jetzt sehen ihm die Landstände zu sehr auf die Finger; nur mit den kleinen Leuten hat er noch freies Spiel.«

»Mit denen haben freilich Alle bis zum Vicenuntius ihr freies Spiel, und da ist der Landrath freilich nicht so viel werth; aber zwölf Groschen gilt er doch noch unter Brüdern: dafür sollen Sie ihn haben.«

Da der Schulze ihn gekauft, so wurde der Landrath in dem Dorfe der gangbarste Artikel, und Wilhelm strich sein hübsches Geld für die Karikatur ein.

Gegen Abend, als Wilhelm schon sehr ermüdet war, kam er an ein Vorwerk. Die Wirthschaftsgebäude waren von Steinen solid aufgeführt,

sie machten den angenehmen Eindruck einer festbegründeten Wohlhabenheit. Wilhelm bot in dem Wohngebäude seinen Handel an, weniger in der Hoffnung, solchen zu machen, als um vielmehr an sein Anerbieten die Frage zu knüpfen, wo er hier ein Unterkommen für die Nacht finden würde. Der Wirthschaftsinspector, an welchen er seine Frage gerichtet hatte, wies ihn zu den Tagelöhnerhäusern, die er in geringer Entfernung liegen sehe. Am Abhange eines Sandhügels lagerte eine Reihe von sechs bis acht der elendesten Hütten. Hier war ein Fachwerk von Lehm eingefallen, dort hatte der Wind einen Theil des Strohdaches fortgeführt; die wenigen Reste von weißem Anstrich hatte der Rauch geschwärzt. Eine Schaar zerlumpter Knaben schwärmte um die Hütten herum; kleine Mädchen, meist in dem Alter von vier bis acht Jahren, saßen im Sande, die jährigen und halbjährigen Geschwister im Schooße haltend. Als sie Wilhelm auf sich zukommen sahen, flohen sie scheu in ihre Hütten, wie die Wilden beim Anblick eines Europäers. Nur ein Knabe, vielleicht der älteste und kecker als die Anderen, hielt dem

Fremden in einiger Entfernung Stand, zog sich aber um jeden Schritt zurück, den der Andere ihm nahte; während die übrigen Kinder, ihre Neugierde doch nicht bezähmend, durch die Ritzen der Thüren und durch die kleinen schmutzigen Fensterscheiben nach dem Fremden auslugten. Dieser fragte den Knaben, ob er wohl bei seinen Eltern ein Nachtlager finden werde. Der Kleine erwiderte ihm, daß Niemand zu Hause sei; aber da es eben zu Abend klappere, würden die Eltern bald heimkehren. Auch ließen sich schon mehrere Menschen mit verschiedenem Ackergeräth blicken, und der Knabe war zu einem älteren Mann herangesprungen, um ihm des Fremden Anliegen mitzutheilen. Es wurde ohne Zögern auf dasselbe eingegangen.

Ueber einen Flur, der zugleich die Küche der beiden Familien bildete, welche die Hütte bewohnten, traten sie in das niedrige, düstere und dumpfige Zimmer. Ein Tisch, eine Bank, zwei Schemmel, ein großes Bett und eine Spinde, das zugleich als Vorrathskammer diente, füllten dasselbe so, daß nur ein enger Raum für die Bewohner blieb. Der Wirth hieß Wilhelm

sich setzen, während er selbst das Futter für den kleinen Viehstand besorgte. Inzwischen war auch die Frau gekommen, und nach einer freundlichen Begrüßung des Fremden besorgte sie das Mahl aus Brot und Käse, Kartoffeln und gebratenem Speck. Der Gast bemerkte, daß er nicht erwartet habe, in diesen Hütten ein so reichliches Abendbrot zu finden.

»Wenn wir allein sind,« erwiderte der Wirth, »so begnügen wir uns auch mit dem Brot allein, oder mit den Kartoffeln allein. Mehr wirft der Dienst nicht ab.«

»Wer nur genug hat, um satt zu werden, darf immerhin zufrieden sein.«

»So lange der Tagelöhner jung ist, hat er wohl kärglich zu leben, aber man wird alt, und früher als andere Menschen, weil die Kräfte oft übermäßig angestrengt werden. Dann sucht die Herrschaft uns los zu werden, damit wir dem Dominium nicht zur Last fallen. Unser Inspector versteht es, die Leute fortzubeißen, wenn er ihre Kräfte ausgebeutet hat. Er chikanirt so lange, bis sie ihm selbst kündigen. Dann schlagen sie sich wohl ein fünf Jahre so durch und

sterben am Ende als Bettler, oder im Landarmenhause, wenn sie keine Kinder haben, die ihnen ein Stückchen Brot geben können.«

»Das ist das Loos aller armen Leute,« sagte Wilhelm.

»Der Handwerker« — wandte sein Wirth ein — »kann sich doch in den besseren Jahren wohl Etwas für das Alter ersparen; wir dagegen erhalten nur gerade so viel, um eben das Leben fristen zu können. Wenn wir dann unsere Jugend, unsere Kraft, unseren sauren Schweiß hingegeben haben, in dem Dienst einer Herrschaft, der wir den Reichthum und Ueberfluß schaffen: dann sollte unser Leben wenigstens vor aller Plackerei und Noth geschützt sein. Aber diese stolzen Herren denken nur darauf, wie sie die Mittel für ihre sich fort und fort steigernden Bedürfnisse mehren, und sie betrachten es noch als eine Gnade, daß sie uns für sich arbeiten lassen.«

»Wer ist der Besitzer dieses Guts?«

»Herr von Darrwitz auf Niederhagen. Er ist vor Kurzem von einer längeren Reise nach Paris und London zurückgekehrt und giebt mor-

gen ein großes Fest, zu dem der ganze Adel der Umgegend eingeladen ist. Das Pferderennen und Carousselreiten sollten Sie auch sehen. Es werden da viele Menschen zusammenströmen.«

Gleich nach dem Essen bereitete man sich zum Schlafengehen. Wilhelm mit dem Knaben wurde in ein finsteres Nebengemach gewiesen, das eigentlich zur Kammer bestimmt war, aber zugleich die Stelle des Viehstalles vertreten mußte; denn in der einen Ecke, welche durch einen Bretterverschlag begrenzt wurde, hauste ein Individuum der Thiergattung, welche durch ihre Vorliebe für den Koth zu einem Schimpfnamen die Veranlassung gegeben. Ein anderer Verschlag schloß das Gebiet von einigen Gänsen ab, über denen die Hühnerstiege angebracht war. Diesen benachbart stand das Lager des Knaben; Wilhelms Strohlager schloß sich unmittelbar dem Verschlage des grunzenden Thieres an. Mit einigen großen Kartoffelsäcken zugedeckt, fiel er bald, ungeachtet des Wühlens und Grunzens seiner Nachbarschaft und des Schnatterns der Gänse, in einen erquickenden Schlaf. In diesem fühlte er sich plötzlich durch ein Schnobern und

Hin- und Hertappen über seinen Körper unangenehm unterbrochen. Er sprang auf, stürzte zur Thür, riß sie auf und warf einen Blick auf sein Lager. Der Nachbar war aus seinem Verschlage ausgebrochen und hatte entweder demagogische Umtriebe mit den Gänsen und Hühnern anzetteln, oder sich die Ehre menschlicher Genossenschaft aufsuchen wollen, welche ihm noch nicht von dem Ebenbilde Gottes, wie den Katzen und Hunden, zugestanden ist. Wilhelm wies den Zudringlichen in seine Grenzen zurück, verschloß ihm den Weg durch das losgebrochene Brett und lehnte gegen dasselbe zu sicherem Halt seine Kunsthandlung, die übrigens so solid war, wie das größte Bankierhaus.

An dem Sonntage, welcher der Nacht folgte, durften sich Wilhelms Wirthsleute ein Stündchen Schlaf über den Sonnenaufgang hinaus gönnen. Auch gab es heute zum Frühstück eine Tasse braunen Tranks, den man Kaffee oder auch Cichorienwasser nennen konnte. Bei des Gastes Scheiden nahmen die guten Leute nur auf das inständigste Dringen einige Groschen an. Der Knabe geleitete den Fremden auf den Weg zum nächsten Dorfe.

Wilhelm zog am Saume eines Waldes hin. Die Birken hatten über Nacht das erste Laub aus den Knospen gedrängt, unter den abgefallenen Blättern des letzten Herbstes guckte das erste Grün des jungen Frühlings hervor; leise versuchte hier und dort ein Waldvogel den Gruß an die erwachende Natur; Waldes- und Wiesenduft umzogen den Wanderer, und von fern her tönten die Sonntagsglocken über die weite Ebene und redeten wie Stimmen des väterlichen Herdes, — so süß klangen sie wieder in der Brust; aber sie redeten nur Täuschung: längst war er ausgezogen aus des Vaters Haus und wohl nimmer kehrte er wieder. Aber dort am blauen Himmelszelt stand die Sonne, so rein, so klar und glänzend. Ihr fröhlicher Schein forderte den Wanderer auf, mitten zwischen die Kirchenglocken hinein ein weltliches Lied zu schmettern:

Frei in dem Walde schweifet das Wild,
Frei durchrauschet der Strom das Gefild:
Sehet es schweifen! höret ihn rauschen,
Woge um Woge zum Meere hin tauschen!

Wo ihre Heimath, wo ist das Haus? —
Wanderten einst in Trauer sie aus? —

»Warum die Trauer? — Auch in der Ferne
Leuchtet die Sonne, glänzen die Sterne!«

Lebe wohl denn! du Hüttchen einst mein,
Bist für die weite Brust mir zu klein.
Leuchtet die Sonne, glänzen die Sterne
Auch über'm Meere, zieh' ich zur Ferne!

»Stürme, o Sohn, durchtosen das Land,
Wolken umdüstern des Himmels Rand:
All' sie, die schönen Sterne, einst schwinden,
Keinen Pfad, keine Brücke zu finden.«

Stürme und Wolken, der Sterne Fall,
Sind sie denn mehr als ein leerer Schall,
Wenn es gilt um die Freiheit zu werben,
Oder auf Enkel Knechtschaft vererben! —

Mit dem Liede hatte der Wanderer alle die schweren Erinnerungen der letzten Zeit aus der gedrückten, beängstigten Brust hinausgeathmet. Den Ernst zwar, mit welchem das Leben anzuschauen ihn die Noth gelehrt, tilgte keine Zeit, keine Gestaltung je aus seinem Innern; aber der Sinn öffnete sich wieder für jeden heiteren Genuß des Daseins. Der Haß, mit welchem er Reichthum und Vornehmheit betrachtet, milderte sich allmälig, und er wandelte sich zu dem Entschluß, redliche Gesinnung und kräftiges Handeln jenen entgegen zu setzen und sich die Ueber-

zeugung von ihrer Richtigkeit zu erhalten. Aber das Gewerbe, welches er trieb, war es einem Menschen in den jugendlich kräftigsten Jahren angemessen? — Galt es hier einem tüchtigen Handeln? — Es galt nur, den armen Landleuten für Nichtsnutzigkeiten das Geld aus der Tasche zu schwatzen! — Mit dem Gedanken war dem Hausirer sein Gewerbe verleidet. Langsam zog er weiter, bei sich unentschieden, ob er nicht sogleich umkehren solle. Als er, aus seinen Gedanken erwachend, um sich blickte, war der Weg vor und hinter ihm mit sonntäglich geschmückten Landleuten bedeckt. Wilhelm wanderte unter diesen nach Niederhagen. Durch die enge Gasse des Dorfes strömten viele Hundert Menschen dem Schauplatz zu, auf welchem heute der Adel des Kreises in seinen schönsten Tugenden glänzen sollte. Unmittelbar hinter dem Park des freiherrlichen Schlosses war eine Tribune errichtet, von einem prächtigen Zelte überdacht. Auf der Spitze desselben wehte das große Banner der Freiherren von Darrwitz — eine eiserne Röste im rothen Felde. Denn der erste Ahn dieses berühmten und edlen Geschlechts war der

Leibkoch eines hochherzigen Fürsten gewesen, welcher Verdienste um seine Person zu würdigen wußte. Fähnlein mit denselben Wappenschilden flatterten an allen Ecken des Zeltes und längs der ganzen Barrière der Rennbahn. Die Landleute mit ihren Weibern und Kindern drängten sich dem Zelte zu und gafften es mit staunender Bewunderung an. Hier eröffnete auch Wilhelm seinen Handel. Die Berliner Sonntagsreiter verkaufte er als eine Abbildung des erwarteten Pferderennens. Der Don Quixote, welcher gegen die Windmühlenflügel einen ritterlichen Kampf besteht, fand als eine Darstellung des Caroussels großen Beifall. Viele Könige, einige Königinnen und einige Generäle wurde der Verkäufer auch los; aber für die unverantwortlichen Minister fanden sich gar keine Sympathien. Inzwischen füllte sich nach und nach die Tribune mit Damen und Herren, und diese ausgezeichneten Personen zogen jetzt die ganze Aufmerksamkeit des Publicums auf sich; nur Kinder standen noch um Wilhelm herum und gafften seine Majestäten und Excellenzen begehrlich an. Endlich ritten sechs Jockeys auf den langgestreckten,

häßlichen Vollblutthieren in die Rennbahn ein. Die Zuschauer sperrten ihre Augen weit auf beim Anblick der geputzten Jockeys. »Das sind gewiß Prinzen und Grafen« — sagte ein Bauer. — »Gewiß!« — bekräftigte ein anderer — »Alles ist auch von Sammet oder Seide und purem Gold und Silber.«

»I!« — rief eine Frau — »der da in der Mitte ist ja des dummen Bulster Hans aus Brezel, und der da neben ihm ist Gansens Peter aus Muffdorf. Was die Jungens närrisch in der Affenjacke aussehen!«

»Wirklich wie verrückte Menschen; aber ihre Herren in den rothen Jacken sehen ja auch aus, als wären sie eben aus einer Affenbude entsprungen. Was doch die Menschen Alles erfinden, um sich albern zu machen!« bemerkte ein alter verständiger Bauer.

Von der Tribune herab, zu der sich Wilhelm herangedrängt, hörte er ein anderes Gespräch.

»Ihre Atalante, Herr Major, ein superbes Thier, auf Ehre.«

»Auch mein ganzer Stolz, Baron!«

»Wie famos steht sie da unter den übrigen Rennern, auf Ehre!«

»Sind ja auch alte Kühe gegen die Atalante. Läßt sie auch nur um eine Nasenlänge die anderen an sich herankommen, mein Ruhm, meine Ehre wäre auf immer dahin!«

»Kein Zweifel, Sie werden die Satteldecke gewinnen; eine magnifique Arbeit, auf Ehre! Frau von Darrwitz mit Fräulein Töchtern hat ein halbes Jahr an die Stickerei verwandt: auf Ehre!«

»Sie, Baron, werden im Herren-Reiten um die Gerte mit der prächtigen goldenen Krone, welche Herr von Darrwitz aus London mitgebracht, den Sieg davon tragen.«

»Lieber wäre mir die famose Jagdtasche, auf Ehre! Die Fräulein von Darrwitz haben sie gestickt; superbe Mädchen, auf Ehre!«

Jetzt ertönte zum dritten Male die silberne Glocke in der Hand des Herrn von Darrwitz und die Jockeys auf ihren Rennern stürzten dahin. »Famos! — superbe! — magnifique! — auf Ehre! Die Atalante! — der Hektor! — der Montezuma!« — lief ein ununterbrochenes

Murmeln durch die Reihen der Tribune; und ein edles Feuer des Ruhmes und der Ehre glänzte in den Augen der Jugend, und selbst die Alten fühlten sich noch einmal von den schönsten und höchsten Gefühlen ihres Lebens und Strebens angeregt. Heil dem deutschen Adel! Hätten alle Geschlechter der Erdenkinder ein gleiches Verdienst um Pferde und Hunde, wie so viele unserer edelsten Familien: die goldene Zeit wäre längst gekommen — es gäbe nur noch Pferde, Hunde, Adel, Stallknechte und Hundejungen! —

Die Atalante hatte in der That den Preis errungen. Als sie sich der Tribune näherte, stürzte der Major ihr entgegen, küßte sie, liebkoste ihr und sah sie dann wieder mit so ehrfurchtsvollen Augen an, wie ein Castellan von Coucy und ein Ritter Toggenburg sie nicht inniger auf die Dame ihres Herzens richten konnten.

Bei dem zweiten Rennen von auf dem Continent gebornen Pferden und bei dem Jagdrennen ritten die Herren selbst. Diese, die edelste Blüthe des Landes, waren, wie alle Men=

schen, welche nicht an Entbehrungen und an dem Uebermaß der Arbeit verkümmern — hübsche, wohlgewachsene Leute, nur meistens etwas zu schwammig, und die Gesichtszüge entweder zu liederlich oder zu stupid. Uebrigens sah man es ihrer ritterlichen Haltung an, daß sie nicht unter den Mühen des Tages aufgewachsen. Und wir gönnen ihnen das Glück wahrlich gern; aber sie sollen nur endlich aufhören zu glauben, daß sie von Gott ein besonderes Privilegium zu demselben hätten; sie sollen endlich begreifen, daß der Mensch als solcher schon das edelste Wesen der Natur sei und gerechten Anspruch darauf habe, sich demgemäß entwickeln zu dürfen.

Während jetzt die Herren auf das Zeichen zum Abritt warteten, hörte Wilhelm wieder ein Bruchstück von Unterredung:

»Sehen Sie da, Major, unseren Baron Waldruf: macht sich pompös auf seiner Helena!«

»Will auch die Jagdtasche gewinnen, die Ihre Fräulein Töchter gestickt.«

»Sagte er das? — Ja, er interessirt sich für meine Ida; ist auch ein nobler Cavalier; aber ich fürchte, hat etwas zu rasch gewirth-

schaftet nach dem Tode des Alten: soll die diesjährige Schur schon im vorigen Herbst verkauft haben, und auf die Ernte hat Abraham und Comp. auch schon Vorschüsse gemacht.«

»Ist wohl leider wahr, wird eine reiche Bürgerstochter heirathen müssen. Wär' aber schade um ihn, wenn er in einer Käsekrämerfamilie hängen bleiben müßte!«

Inzwischen hatten die Rennen wieder begonnen, die gewöhnlichen Ausrufungen waren erfolgt, die Sieger waren mit lauter Begeisterung empfangen worden; aber der Baron war nicht unter ihnen. Doch führte er Fräulein Ida, als sich nach dem Jagdrennen die Herrschaften zum Dejeuner begaben. Dies war im Park, unter herrlichen, hochstämmigen Eichen, servirt; und Herr von Darrwitz hatte die Gnade, auch dem Volke den Zutritt zu dem Park zu gestatten, damit es, in geziemender Entfernung, sich durch den Anblick der tafelnden Herrschaft beglückt fühle.

Nach dem Dejeuner wurde das Carousselreiten mit einem Ringelstechen eröffnet, dann folgte ein Pistolenschießen, das Schlagen und

Stoßen nach einem Türkenkopfe und die andern adeligen Uebungen, in denen sich das siebenzehnte Jahrhundert auszeichnete. Das war Alles sehr hübsch und wurde superbe, magnifique, famos gefunden; obgleich sich die ritterliche Jugend noch etwas ungeschickt in diesen so herrlichen, so noblen Künsten erwies. Wir müssen aber bedenken, daß diese Künste sich noch in der Wiedergeburt, oder in ihrer zweiten Kindheit befinden. Mit der Zeit wird's schon besser gehen, wenn nur die Geschichte nicht tölpelhaft genug ist, das harmlose Spiel durch ernste Tage zu unterbrechen!

Nach dem Carousſel begaben sich die Herrschaften zum Souper. Die Landleute aber verliefen sich nur sehr allmälig. Immer von Neuem gafften sie empor zu der Tribune und dann wieder auf die Rennbahn und endlich auf den erhandelten Don Quixote, der ihnen die Erinnerungen an die eben geschauten Herrlichkeiten lebendig erhalten sollte. Wilhelm begab sich nach dem Krug. Diesen füllten auch bald die Bewohner des Dorfes; denn Herr von Darrwitz hatte gnädig gestattet, daß sich heute, an dem

festlichen Tage, auch das Volk an Musik und Tanz erfreue. Bald wirbelte es in dem vollgedrängten Zimmer von Staub und Tabaksdampf; die kurzen Röcke der Dirnen flogen, wie der rüstige Bursche die Tänzerin im Kreise schwenkte und mit kräftigen Tritten den Takt zu der kreischenden Musik stampfte. Wilhelm hatte sich hinter den langen Tisch zu den Alten gesetzt, welche Roß und Reiter kritisirten und noch nachträglich all' den Glanz und die Herrlichkeit des heutigen Tages bewunderten.

Wilhelm machte die Bemerkung, daß hier der Adel wohl sehr reich sei.

»Wie's kommt« — erwiderte ein alter Bauer. — »Einige haben wohl nicht viel; aber sie halten sich doch immer. Die Ablösungen haben ihnen zuletzt noch ein gutes Stück Geld eingebracht; denn in unserer Gegend haben die meisten Bauern baar ausgezahlt, um nur ganz mit der Herrschaft auseinander zu kommen.«

»Dann sind wohl die Bauern jetzt gut daran?« fragte Wilhelm.

»Das gerade nicht: die meisten haben Schulden machen müssen, und viele sind darüber schon

von Haus und Hof gegangen. Aber auch den Herrschaften ist das Geld meistens nicht gut bekommen: sie haben es verthan, und nun wir nicht mehr für sie arbeiten, will's nicht so recht gehen. Da suchen sie denn jetzt in den alten Papieren herum, ob sie nicht noch Gerechtigkeiten auffinden können, die wir ihnen abkaufen müssen. Unserm gnädigen Herrn ist's noch so geglückt. Er hat uns wegen der Gemeindeweide und der Holzgerechtigkeit in einen Proceß verwickelt, der Viele von ihren Höfen brachte, welche dann der gnädige Herr ankaufte und sich aus ihnen da das schöne Vorwerk machte.«

»Wie kam das?«

»Wie es kam, das weiß wohl nur der gnädige Herr und der Herr Justiz. Aber der Herr Justiz sagte gleich, daß wir Unrecht hätten, und da ließ ich mich denn erst gar nicht auf den Proceß ein. Ich weiß wohl, daß der Herr Justiz, wenn er den Braten des gnädigen Herrn gegessen, dessen Wein getrunken hat, und dann zu uns Bauern in die Gerichtsstube kommt, die Rechte des gnädigen Herrn besser kennen muß, als die unsrigen.«

»Es giebt aber noch höhere Instanzen.«

»Ja, die sind aber weit, kosten Geld und der Herr Justiz hat doch immer das erste Wort. Das habe ich oft erfahren und werde mich wohl hüten, gegen die Herren anzubinden.«

»Man muß aber von seinem Rechte Nichts vergeben.«

»Na, da will ich Ihnen mal einen Spaß erzählen, an dem Sie hören, wie es unser Einem bekommt, wenn man sich Nichts von seinem Recht vergeben will. Der Barthel da hat ein Stück Land am See, zu dem der Weg durch des gnädigen Herrn Feld führt. Das ist dem gnädigen Herrn nicht recht, und er will dem Barthel das Stück Land abkaufen. Er redet mit dem Barthel viel hin und her; aber der Barthel will nicht verkaufen. Da läßt der gnädige Herr am Morgen den Barthel zu sich kommen und, als alles Zureden Nichts helfen will, ihn in's Hundeloch schmeißen. Der Barthel bleibt einige Tage hartnäckig; aber es ist Saatzeit; seine Frau kommt, heult und schreit, daß nicht gepflügt und gesäet wird, und der Schade nicht zu ersetzen, wenn der Mann nicht bald

frei kommt. Der Barthel weiß, seine Frau hat Recht: er muß einwilligen zum Verkauf, und der Herr Justiz wird sogleich geholt, den Contract aufzunehmen. Als der Barthel seine Saat bestellt, gereut ihn die Sache. Er beklagt sich bei dem Herrn Landrath. Der weist ihn ab. Er klagt bei Gericht; aber der gnädige Herr hat ihn ja nur in's Hundeloch schmeißen lassen, weil er sich gegen die Polizeigewalt des gnädigen Herrn gröblich vergangen; und das hängt mit dem Kaufcontract gar nicht zusammen. — Seht Ihr, wenn man so Etwas erlebt, dann wird man klug und verdirbt es nicht mit dem gnädigen Herrn und dem Herrn Justiz!«

»Ja, ja!« — sagte ein anderer Bauer — »die Geschichte ist wahr. Und es ist noch ein Glück für den Barthel, daß der gnädige Herr das Stück Land nicht hat zurückgeben müssen; sonst hätte er dem Barthel noch weit mehr geschadet, als das ganze Land werth ist. Da wäre bald des Barthels Hund ohne Knüppel herumgelaufen, bald hätte er selbst auf dem Hofe geraucht, bald wär' er zu rasch durch das Dorf gefahren; und jedes Mal hätte er Strafe zahlen

oder in's Loch wandern müssen. Denn der gnädige Herr ist die höchste Polizei im Dorfe.«

»Freilich« — sagte ein alter Bauer mit schon weißem Haar — »in meiner Jugend war's noch weit schlimmer und des gnädigen Herrn seliger Herr Vater hat uns noch ganz anders geschoren; aber doch muß Vieles noch besser werden, ehe wir zufrieden sein können. Ich habe immer gehofft, unsere Deputirten würden Etwas auf dem Landtage für uns durchsetzen, damit wir endlich vollständig unabhängig würden von den gestrengen Herren Rittern; aber bis jetzt ist das Geld noch fortgeschmissen, was wir ihnen als Diäten zahlen müssen. Wir haben seit dreißig Jahren auch nicht die mindeste Erleichterung gefunden; und doch sagt man uns, daß unsere Kinder in den Schulen besser und vernünftiger erzogen werden, als wir einstens. Da dürften sie denn auch wohl mehr sich selbst berathen und nicht ganz unterthänig sein der gnädigen Herrschaft.«

»Früher oder später, Vater« — bemerkte Wilhelm — »wird Eure Hoffnung gewiß erfüllt. Ein Stand, der sich innerlich nicht besser

machen kann, als der andere, wird es auch äußerlich nicht lange bleiben. Je mehr Anstrengungen er aber dafür macht, um so mehr versinkt er in anmaßliche Vorurtheile, verläßt die Bahnen der Vernunft und ist so am thätigsten, sein eigenes Uebergewicht zu zerstören. So ist auch der Thurm, von welchem der Adel über uns herabschaut, nur eine Ruine vergangener Zeiten, welche alles Ausbessern nicht vor dem allmäligen Einsturz retten kann.«

Bei den letzten Worten des alten Bauern und Wilhelms hatte sich ein neuer Gast zu ihnen gesellt — eine untersetzte, stämmige Figur mit einem breiten markigen Gesicht und kleinen, feurigen Augen. Die schwarzen Einschnitte an den Fingern und Händen bezeichneten ihn als den Schuster des Orts. Er hatte genau auf Wilhelms Worte geachtet, schlug diesem jetzt mit einem derben Schlage traulich auf die Schulter und sagte: »Das Ausflicken soll ihnen auch nicht mehr lange helfen! Wir sind schon klug genug zu fragen: wozu braucht der Edelmann drei, vier Mal so viel Land, als hier zehn Bauern und zwölf Kossäthen? — Hat er etwa

hundert Mägen oder arbeitet er etwa hundert Mal mehr als der Bauer, oder trägt er tausend Mal mehr zum allgemeinen Besten bei? —«

»Seine Vorfahren haben ihm den Besitz erworben,« entgegnete der alte Bauer.

»Aber auf welche Weise?« — fragte der Schuster. — »Sie haben unseren Voreltern erst das Ihrige durch Gewalt und Uebermacht entrissen, und ihnen dann unter harten Bedingungen einen kleinen Theil wieder überlassen. Wenn durch solche Mittel Rechte erworben werden: nun so haben wir, das Volk, jetzt die Macht, sie zu erwerben.«

»Da würde zuvor viel Blut fließen,« entgegnete Wilhelm.

»Glaubt das nicht!« rief der Schuster. — »Welche Kräfte hat der Edelmann unserem Willen entgegenzusetzen? Und wär's, so ist's immer besser, daß einige Tausend im ehrlichen Kampf fallen, als daß viele Millionen so nach und nach durch Elend und Noth abgeschlachtet werden. Und glaubt mir, wenn nicht bald Etwas geschieht, das Elend der ärmeren Klassen zu mildern, wenn man noch lange glaubt, uns

mit guten Worten von väterlicher Liebe und eifriger Fürsorge abzuspeisen: dann geht's doch noch drunter und drüber!«

»Dabei« — erwiderte Wilhelm — »würde nicht viel herauskommen. Sollen wir einmal unser Blut vergießen: dann sei's nicht für elende Rechte, nicht für Hab' und Gut; Menschenleben dürfen nur geopfert werden für Menschenwürde!«

Indessen war der Jubel auf dem Tanzplatz immer größer geworden. Auch kleine Streitigkeiten, mit Drohungen und heftigen Worten laut geführt, unterbrachen schon die allgemeine Freude. Die Aufregung des Tanzes und der Genuß der Getränke hatte die sonst so starren Gemüther in eine reizbare Stimmung versetzt. Um den Preis der Liebe spielen Könige mit Kronen, erkämpfen Ritter sich den blutigen Tod: dem Preis der Liebe gilt's auch in der Bauernschenke. — Käthe war unbestritten die hübscheste Bäuerin: ein kerniges Mädel mit frischen Wangen und munteren Augen. Friedrich trat eben zu ihr heran. Das Kinn hoch, die Arme längs des Körpers gerade ausgestreckt und den Rücken etwas ge-

krümmt, stand er mit steifer militärischer Zierlichkeit da, um mit einer höflichen Redensart, die er in der Hauptstadt gelernt, Käthen zum Tanz aufzufordern. Da sprang Michel zwischen Beide. »Hei, Käthe! lustig! 'nen Rußschen!« — rief er, faßte das Mädel um die Hüfte, machte ein seelenvergnügtes Gesicht, stampfte kräftig den Takt und schwenkte die Dirne wacker im Kreise. Friedrich besinnt sich nicht lange. Er hat ein tüchtiges Mädel gefaßt und nun hinter Michel her. Im harten Zusammenstoß stürzt Michel mit seiner Käthe zu Boden, während Friedrich lachend über sie hintanzt. Ein lauter Jubel erschallt. Michel springt wüthend auf und stellt Friedrich zur Rede.

»Was« — ruft der — »ich grob! ich ein Flegel! Ich bin Soldat gewesen; ich habe meinem Fürsten gedient: ich lasse mir Nichts gefallen!«

»Wenn Du Dich auch von Deinem Unteroffizier hast maulschelliren lassen, so sollst Du Dir gegen uns doch Nichts herausnehmen!«

»Gegen Euch, Ihr dummen Bauerlümmel! Ich habe meinem Fürsten gedient!«

Bei dem Schimpfwort erhob sich ein allgemeiner Sturm gegen den stolzen Soldaten außer Diensten. Schon hatten sich die Fäuste gegen ihn geballt, als der alte greise Bauer dazwischen trat.

»Wenn Du« — wandte er sich an Friedrich — »im Dienst Deines Fürsten gelernt hast, grob zu sein und Deinesgleichen zu verachten, so wär' es besser für Dich, Du hättest ihm nicht gedient. Aber wir erleben das freilich an Allen, daß sie eitel und aufgeblasen aus diesem Dienst zu uns zurückkehren. Da hören sie Etwas von Ehre, die der Soldat haben müsse, und meinen nun, sie hätten die Ehre auch mit der bunten Jacke zugleich angezogen. Das ist mir aber eine schöne Ehre, durch die man nicht besser und nützlicher, sondern ein krakelender Tagedieb wird!«

Die Worte des Alten bewirkten, daß Friedrich still davon schlich; aber kaum hatte sich die Jugend ihrer Lust von Neuem hingegeben, als der Wirth Feierabend gebot; denn der gnädige Herr habe nur die Musik und den Tanz bis zehn Uhr gestattet. Da erhob

sich ein wilder Lärmen. Die Einen riefen: »Es hat noch nicht Zehn geschlagen!« — die Anderen: »Und wenn es auch Zehn ist; wir sind einmal lustig und wollen sehen, wer es uns wehren kann!« — Michel aber war vor die Spielleute hingetreten und sagte: »Spielt, Musikanten! spielt, daß das Haus wackelt, oder ich schlage Euch den Baß um den Kopf, daß Euch die G-Saite acht Tage lang in den Ohren brummen soll!«

»Halt, Michel« — trat der alte Bauer dazwischen — »Ordnung muß sein, und der Obrigkeit sind wir Gehorsam schuldig.«

»Was da die Obrigkeit! Schmausen und zechen sie nicht da auf dem Schlosse bis tief in die Nacht? Und wenn sie tanzen, was sie einen Ball nennen, dauert das nicht bis zum frühen Morgen? — Uns freilich schelten sie gleich lüderlich und unordentlich, wenn wir einmal eine halbe Stunde nach Zehn lustig sind. Wir taugen den Herrschaften dann nur Etwas, wenn wir ärger als das Vieh für sie arbeiten!«

»Das hilft aber doch Alles Nichts, Michel, wir müssen einmal gehorchen! Und Du thätest doch gewiß sehr unrecht, wenn Du es nun den Musikanten wolltest entgelten lassen, was der gnädige Herr befohlen hat.«

»Das ist, hol' mich der Teufel! wahr. Hätt' ich nur einmal den gnädigen Herrn so vor mir, wie jetzt den langen Peters: dem zerschlüg' ich gewiß den dicken Kopf!«

»Was Du nur sprichst, Michel! Wenn das der gnädige Herr erführe, säßest Du morgen im Hundeloch. Aber nun, Kinder, wollen wir nach Hause gehen, dann kriegt Ihr wohl über vier Wochen wieder die Erlaubniß zum Tanze, die Euch sonst der gnädige Herr in einem Vierteljahr nicht wieder ertheilt.«

Die Vorstellung wirkte um so mehr, als durch das Zwischengespräch mit Michel die Gemüther Zeit gewonnen hatten, sich zu beruhigen.

Die jungen Kerle nahmen jeder seine Dirne und zerstreuten sich durch das Dorf,

während von Zeit zu Zeit ein helles Jauchzen aus der Ferne herschallte. Die älteren Bauern folgten ihnen langsam; und bald ruhte Wilhelm dort auf einem Streulager, wo sich eine halbe Stunde zuvor noch die fröhliche Jugend im raschen Wirbel gedreht.

Dreizehntes Kapitel.

Am frühen Morgen nahm Wilhelm seinen Weg nach der Hauptstadt zurück. Dies Hausiren, mit welchem er den armen Landleuten das sauer erworbene Geld ablockte, dies unwürdige Gewerbe wollte er nicht länger treiben. —

Auf Anrathen des Wirths hatte er einen Richtweg eingeschlagen. Der Pfad führte längs dem Ufer des Flusses hin. Wiesen dehnten sich hier und dort aus. Durch sie hin lenkte bald ein schmaler Steig vom Flusse ab. Wilhelm stand an, ob er demselben folgen sollte, oder dem ausgetreteneren längs dem Flusse. Er erinnerte sich, daß der Wirth von einem Wege gesprochen, der ihn vom Flusse abführen solle. Nach einigen Hundert Schritten befand sich der

Wanderer in einem Walde. Erst schlang sich der Weg zwischen hohen Stämmen von Fichten hin, dann durch eine Schonung. Jetzt verschwand der Pfad ganz dem Auge: der junge Graswuchs verdeckte ihn. Von Strecke zu Strecke zwar zeigte sich eine betretene Stelle, aber es wurde immer schwieriger, die leitenden Punkte aufzufinden. Endlich verließ ihn jede Spur; nur das von einander gebogene Gezweig der jungen Bäume deutete dem schärferen Auge den Weg an, auf welchem Menschen sich hindurch gewunden; in dem bethauten Grase hielten sich noch frische Spuren abgedrückt: vielleicht holte er sie ein. Er schritt rüstig vorwärts. Bald auch leuchteten menschliche Gestalten zwischen dem Gebüsch hindurch. Er beschleunigt seine Schritte. Schon glaubt er sich seinen Vorgängern ganz nahe, als sie ihm plötzlich entschwanden. Er steht auf einer kleinen Lichtung; er schaut nach allen Seiten aus: nirgend ein lebendes Wesen, nirgend weiter eine Spur des Weges! Da gleitet sein Blick auf den Boden: die Tritte von acht bis zehn Menschen führen in das Dickicht der Schonung. Wilhelm folgt

diesen Tritten, aber am Rande des jungen, dichten Gehölzes sind sie verschwunden. Er ruft, aber nicht einmal das Echo antwortet seiner Stimme; er schweigt, und um ihn herrscht rings eine tödtliche Stille: nicht der leiseste Luftzug säuselt in dem Laub, nicht einmal die äußersten Spitzen der Bäume neigen sich einem sanften Spiel des Windes. Starr und stumm steht Alles um ihn in der tiefsten Waldeinsamkeit. Er hört seinen eigenen Athem und erschrickt. Die Unheimlichkeit des Alleinseins überfällt ihn; und der Gedanke, hierher verlockt zu sein, um unter Mörderhänden das Ziel seines Lebens, wie unerquicklich es auch sein mochte, zu finden — durchbebt die Glieder mit leisem Schauder. Aber er erhebt den starken Wanderstab, prüft, sich beruhigend, dessen Wucht und sendet noch ein Mal spähende Blicke nach allen Seiten aus. Da schreitet ein Mann durch das Gebüsch her. Wilhelm harrt seiner. Die Größe des Fremden ist eine ungewöhnliche und die breiten Schultern entsprechen derselben; ein starker rother Bart hüllt den unteren Theil des sonnverbrannten Gesichts ein, welches über Stirn und Wange

durch die breite Narbe eines Säbelhiebes scharf gezeichnet ist. Als er jetzt nahe an Wilhelm gekommen und den entschlossenen Blick durchdringend auf diesen richtet, glaubte der Verirrte nicht anders, als es gälte jetzt einem Kampfe auf Tod und Leben mit einem gewaltigen Räuberhauptmann. Aber der Mann war ohne alle Waffen, nicht einmal einen Stock trug er. Auch wollte er nach kurzem Gruße vorüberschreiten, als Wilhelm, sich zusammenfassend, ihn um den Weg fragte.

»Vielleicht« — erwiderte der Fremde, mit scharfem Blick den Fragenden fixirend — »wären Sie auf dem rechten Wege, aber Sie haben plötzlich die Spur verloren.«

»O nein! schon etwa seit einer Stunde habe ich mich durch diesen Wald hindurch gewunden.«

»Sie sind immer tiefer hineingegangen: Sie hätten sich mehr rechts halten müssen. Ich gehe zufällig desselben Weges und werde Sie führen.«

Mit diesen Worten schritt er vorwärts; Wilhelm folgte ihm.

»Was tragen Sie denn da in Ihrem Kasten?« fragte der Fremde.

»Lithographien von fürstlichen Familien, Ministern und andern vornehmen Personen — Alles werthlose Gegenstände,« erwiderte Wilhelm, indem er schüchtern um sich schaute und einen Schritt hinter seinem Begleiter zurückblieb.

»Wie kann ein Mensch von gesunden Gliedern sich mit solchen Elendigkeiten herumschleppen? Das ist ein Geschäft für alte Weiber und Invaliden.«

»Ich werd's auch aufgeben, und ein schicklicheres Gewerbe suchen.«

»Etwa Karren schieben, Stiefel putzen, den Vornehmen den Tisch decken? — Es giebt heutigen Tags nur ein schickliches Gewerbe für den Mann: den Gesetzen trotzen, die den Armen schinden, um mit dessen abgezogenem Felle den Vornehmen das Lotterbett zu überziehen!«

»Je mehr ich selbst diese Gesetze hasse, um so sorgfältiger beobachte ich sie.«

»Das ist elende Feigheit, sklavische Furcht vor der Strafe!«

»Ueberträte ich sie, wär' ich ihnen gegenüber im Unrecht, und mein Haß gegen sie trüge den Schein kleinlicher Selbstrechtfertigung. Den Personen und Dingen, die ich verachte oder hasse, muß ich mich am reinsten gegenüber wissen.«

»Da bleibt Ihr Haß und Ihre Verachtung aber unwirksam, todt. Wir müssen, um nicht im Nachtheil zu stehen, mit gleichen Waffen kämpfen, wie unsere Feinde.«

»Ich meine, mit besseren: gegen die Gewalt mit dem Recht, gegen Lüge und Trug mit der Wahrheit. Durch ungeweihte Waffen machen wir die heiligste Sache schlecht, zeigen wir uns um Nichts besser als unsere Feinde, und verrathen nur, daß wir den Sieg, gleich ihnen, mißbrauchen würden.«

»Ei, was soll mir die Rederei! Jeder Schulbube weiß jetzt mit schönen Worten um sich zu thun, wie der pfiffigste Minister; deshalb muß der Mann handeln. Ihr scheint mir Einer der gutmüthigen Thoren, die immer auf die schöne Zukunft der Enkel sehen, während sie selbst hungern und dienen. Und doch habt

Ihr eine hohe Brust, in der das Gefühl der Freiheit muthig pulsiren, und einen nervigen Arm, der nach seinem Menschenrecht kräftig fassen könnte.«

»Eins von Beiden muß man in dieser Welt: entweder Unrecht thun oder Unrecht leiden. Das habe ich einsehen lernen; und nun dünkt es mir edler, das Unrecht zu leiden.«

»Pah! Weibergesinnung. Dem Mann ziemt es, das Rechte zu vertheidigen, sei's mit List oder Gewalt, mit dem Wort oder Schwert.«

»Ich lernte nur mit ehrlichen Waffen kämpfen; und selbst im Fall äußerster Nothwehr würde ich mich schämen, den Feind durch Tücke zu verderben.«

Die Wanderer hatten den Wald, meistens auf unwegsamen Pfaden, durchschritten. Jetzt betraten sie die Landstraße und erreichten bald ein einsam gelegenes Wirthshaus.

»Noch Niemand hier?« fragte der Fremde den Wirth.

»Alle,« antwortete dieser.

Der Fremde ging hinaus, während Wilhelm sich ein Glas Bier reichen ließ und mit

unheimlichem Gefühl sich in der Gaststube umschaute. Diese aber verrieth Nichts von einer Räuberhöhle. Alles war reinlich, nett geordnet, und die blanken Dielen zeigten keine Spur mörderisch vergossenen Blutes. Die Morgensonne leuchtete strahlend durch die weißen Fenster; die Bäume des Waldes neigten still und traulich im sanften Windeshauch ihre Wipfel, die bunte Elster schaukelte auf den Zweigen, der schlanke Heher klappte an den Aesten, und der muntere Specht flog unter seinem freudigen Rufe davon. Zwischen den hohen Stämmen hindurch leuchteten die hellbraunen Kühe und tönte der metallene Klang ihres Geläutes. Ringsum waltete ein stiller Friede, der sich auch in die Seele senkte, daß sie wünschen konnte, getrennt von den Kämpfen und Mühen der Welt, ungetrübt das Leben zu verträumen. Aber wer weist uns in Europa eine Hand breit Erde nach, auf welcher nicht die Krebsschäden unserer Civilisation üppig wucherten! — Wilhelm fühlte sich eben zu milden, freundlichen Erinnerungen gestimmt, als sich die Seitenthür öffnete, und sein Begleiter eintrat, gefolgt von zehn bis zwölf kräftigen

Männern. Die kurzen Jacken, die weiten Beinkleider gaben ihnen das Ansehen von Matrosen; aber ihre Haltung war leichter, ihr Auge beweglicher, nicht erstarrt an dem Anblick des unermeßlichen Meeres. Den fremden Gast kaum beachtend, setzten sie sich um den Tisch, auf welchen der Wirth ein reichliches Frühstück gestellt; und sie überließen sich dem Mahl, wie Leute, die eben eine Last abgeschüttelt, vielleicht eine große Gefahr glücklich überwunden haben.

»Unser Geschäft, Herr Hendrick« — begann Einer der Jüngeren zu Wilhelms Begleiter — fängt an, mir langweilig zu werden. Wir schleichen da auf heimlichen Wegen in der Nacht einher: das könnte auch ein altes Weib.«

»Wenn Dir das nicht gefällt, mein dreister Bursch, so trag' doch offen, auf der großen Landstraße und am hellen Tage Dein Salz über die Grenze.«

»Da käm' ich höchstens in die Gefahr, einen Grünrock todtzuschlagen.«

»Dazu hätt' ich nun keine Lust« — sagte ein Anderer, ein Kerl von vierschrötiger Gestalt — »aber wenn mir Gott noch in meinem

Leben die Freude schenkte, daß wir so unser Zehn bis Zwanzig mit einer halben Compagnie dieser verdammten Grünröcke im ehrlichen Kampf zusammentreffen und sie so nach Herzenslust zusammenschmeißen: dann wollte ich ein herzliches Dankgebet zum Himmel schicken.«

»Das ginge wohl ein Mal« — erwiderte Herr Hendrick — »aber dann wär' es auch mit uns zu Ende. Wir halten's doch auf die Dauer nicht mit ihnen aus. Um unserer guten Sache willen müssen wir vorsichtig sein. Wir müssen es dahin bringen, daß unseren Bedrückern der Lohn ihrer Knechte mehr kostet, als die Steuern ihnen eintragen: dann werden sie dieselben schon aufheben.«

»Das kann noch lange dauern; aber« — sagte ein langer Kerl mit einer echten Spitzbubenphysiognomie — »wär es nicht gescheidter, daß wir uns darauf legten, so ganz in der Stille einen dieser grünen Hunde nach dem anderen wegzupassen? Am Ende kriegten sie Niemand mehr, der sich zu dem niederträchtigen Dienst hergäbe.«

»Es giebt nichts so Gefährliches und Nie-

verträchtiges« — wandte Herr Hendrick ein — »wozu sich nicht Menschen fänden. Dafür hat man, außer dem Hunger, noch manche andere schöne Erfindung und Einrichtung. Nein, Kinder, wir müssen auf unserer stillen und sicheren Bahn bleiben! Nun lebt mir wohl! Ich muß weiter, und Ihr vergeßt nicht Tag und Stunde!« —

Herr Hendrick schüttelte seinen Leuten zum Abschiede die Hand, und sich dann an Wilhelm wendend, fragte er: »Nun, Kunsthändler, kommen Sie mit?« —

Wilhelm willigte ein, nahm seinen Kasten wieder auf den Rücken, und zog mit dem Fremden auf der Landstraße weiter.

»Wie gefielen Ihnen meine Kameraden? — Nicht wahr, es sind entschlossene, brave Bursche! Einer solchen Gesellschaft anzugehören, das giebt uns ein anderes Gefühl, ein anderes Selbstbewußtsein, als das schachernde Herumziehen oder das Abarbeiten im Dienst der Reichen! Lassen Sie sich hier in einem der Grenzorte nieder und werden Sie Einer der Unseren! —«

»Ich kann dies gesetzwidrige Treiben nicht

billigen, das am Ende doch nur selbstischen Zwecken dient.«

»Sie irren. Ich habe ein Vermögen, bei dem ich glänzend leben könnte; und ich hatte eine Praxis als Advocat, die mir viel eintrug. Manchen armen Teufel von Schmuggler vertheidigte ich vor Gericht. Da lernte ich begreifen, daß Nichts natürlicher sei, als daß der Arme sich seine Bedürfnisse so wohlfeil als möglich verschafft, daß die Strenge der Strafen also in keinem Verhältniß steht zu dem Vergehen, daß vielmehr der Uebertreter nur büßt für die Unangemessenheit einer Staatseinrichtung. Meine Vertheidigungen vor Gericht waren erfolglos; jetzt versuche ich durch die That gegen gesetzmäßige Uebel zu kämpfen. Längs der ganzen Grenze organisirte ich Paschergesellschaften, aus deren Niederlagen die Armen ihre Bedürfnisse beziehen. Sind diese Armen nicht schon durch ihre Geburt hinlänglich benachtheiligt? — muß man auch noch gegen sie ungerecht sein, indem man sie gleich dem Reichen besteuert?«

»Gegen das Unrecht« — erwiderte Wilhelm — »kämpft man nur siegreich mit dem

Recht. Davon bin ich überzeugt. Denn ein Uebel wird nicht dadurch wahrhaft gehoben, daß man es äußerlich beseitigt. Man muß die Menschen innerlichst überführen; dann wird das Böse niedergestürmt trotz Wehr und Waffen.«

»Schade, daß Sie nicht studirt haben: Sie wären ein echter deutscher Gelehrter, vielleicht ein großer Staatsmann geworden. So fahren Sie wohl mit Ihrer Menagerie auf dem Rücken! Mein Weg führt auf diesem Fußsteige weiter.«

Nicht gar lange hatte sich Wilhelm von seinem Begleiter getrennt, als er hinter sich das Knallen einer Peitsche und das Rollen eines Wagens vernahm. Dieser war mit Koffern, Meubles und Säcken bepackt. Zwischen all' dem Gepäck auf hohem Sitz thronte eine Frau. Als der Wagen ihm näher gekommen, dünkten Wilhelm die ganz hübschen Züge der jungen Frau wohlbekannt; und schon hörte er sich angeredet: »Ei, Herr Rolf, nach so manchem Jahr treffen wir uns hier auf der Landstraße wieder! Erinnern Sie sich unserer hübschen Landpartien? — Das war ein fröhlicher Sommer!«

Wilhelm erwiderte mit einer verlegenen Kopfbewegung; er erinnerte sich in dem Augenblicke nur, daß er der hübschen Madame Ebert einst sehr geflissentlich ausgewichen war, als sie ihm an der Thür seines Meisters öfters aufgelauert. Sie hatte indessen den Fuhrmann halten lassen und nöthigte den Wanderer mit den freundlichsten Worten, neben ihr den Sitz einzunehmen. Seine Kunsthandlung fand in der Schoßkelle noch einen Platz.

»Ach Gott!« — nahm sie wieder das Wort — »wie hat sich doch so Vieles verändert, seit wir uns nicht sahen. Mein guter Mann, der mich so innig liebte, ist inzwischen hinübergegangen; und jetzt eben habe ich auch den Nachlaß seines Vaters geholt, der mich zur Erbin eingesetzt.«

»Dann sind Sie wohl noch nicht wieder verheirathet?«

»Ach, wie hätte ich meinen guten Mann, der mich so sehr liebte, so rasch vergessen können! Und ich werde auch nicht wieder heirathen — vielleicht nie wieder; gewiß nur, wenn der Mann kommt, welchen ich selbst liebe.«

Bei diesen Worten, welche die arme Witwe in weinerlichem Tone hersagte, hatte sie ihr glänzendes Auge so schmachtend gesenkt, so feurig aufgeschlagen und wieder so sprechend auf Wilhelm ruhen lassen, daß es dem armen Menschen ganz heiß wurde. Madame Ebert, indem sie vertraulich die Gründe aufzählte, die sie habe, nicht wieder zu heirathen, war ihm immer näher gerückt, so daß sie bei dem leisesten Stoß des Wagens sich mit ihrem üppigen Busen gegen seine Schulter lehnen mußte. Endlich legte sie gar im Laufe lebhafter Worte ihre kleine niedliche Hand auf Wilhelms Knie. Das war nicht länger auszuhalten! Er erhob sich und war im Begriff, über Kisten und Kasten hinweg einen Satz zu machen und, mit Hinterlassung seiner Kunsthandlung, davon zu laufen. Madame Ebert hatte aber schon die Hand auf seine Schulter gelegt, indem sie sagte: »Aber, mein Gott, was ist Ihnen? — Sie blicken ja so verstört, so wild!«

»Sie machen mich toll, Madame. Das hält kein Mensch aus!«

»Ach du lieber Gott, was sind Sie doch

für ein weicher, guter Mensch! So herzlich nehmen Sie Theil an meinem Geschick, wie noch nie ein Mann. Ich kann Ihnen nicht dafür danken, aber unser himmlischer Vater wird es Ihnen segnen.«

Wilhelm sah sie zweifelnd an: war die Frau wirklich so naiv, daß sie nicht wußte, wie sie ihren Gesellschafter aufgeregt? — Die frommen Floskeln, die sie ihren Worten einstreute, ließen das fast vermuthen. Wilhelm setzte sich wieder beruhigt neben sie. Aber dasselbe Spiel wiederholte sich in wechselnder Weise während der Reise des Tages noch einige Male. Ueber ihre Absicht konnte Wilhelm bald um so weniger in Zweifel sein, als Madame Ebert ihm ihre Vermögensverhältnisse sehr günstig schilderte und endlich schloß: »Nun, sehen Sie, lieber Rolf, wenn ich mich wieder verheirathe, auf Geld brauche ich nicht zu sehen. Daß er mich liebt, ist Alles, was ich von ihm verlange.«

»Da werden sich zu einer so hübschen Frau Männer genug finden,« erwiderte Wilhelm.

»Ob aber der rechte, den ich auch liebe, so recht herzlich liebe« — sagte das Weib und

schaute Wilhelm wieder mit einem ihrer glühendsten Blicke an. Doch er hatte sich schon an das Feuer gewöhnt: es konnte Nichts mehr in ihm zünden. Aber noch stand ihm die härteste Probe bevor. Man war am Abende in das Wirthshaus eines Dorfes eingekehrt. Es gab da nur ein kleines Schlafzimmer für die Fremden. Wilhelm wollte auf der Streu in der Gaststube liegen. Madame Ebert aber wollte das durchaus nicht dulden. — »Auf Reisen« — sagte sie — »darf man nicht so zimperlich sein; man muß sich zu behelfen wissen. Sie legen sich ruhig nieder, und wenn Sie eingeschlafen, komme ich nach. Am Morgen werde ich schon so frühe heraus sein, daß Sie Nichts von mir merken.«

Wilhelm fügte sich den Vernunftgründen der freundlichen Frau; aber mit dem raschen Einschlafen wollte es ihm nicht gelingen. Madame Ebert kam auch zu bald nach ihm. Indessen schloß er die Augen und Madame Ebert schien anzunehmen, daß er wirklich schlafe. Sie warf das Oberkleid ab und enthüllte die glänzenden, schönen Schultern, freilich nicht tiefer,

als die vornehme Welt in ihren Salons es bei dem hellsten Kerzenschimmer an den jungen Damen zu sehen gewohnt ist. Dann löste sie das lange Haar und schlug es in einen Knoten, um es unter ein zierliches Nachthäubchen zu bringen. Endlich setzte sie den kleinen Fuß auf den Schemel und knüpfte das Strumpfband auf. Da hatte Wilhelm das Unglück, die Augen aufzuschlagen.

»Ei, lieber Rolf« — rief Madame Ebert lachend — »das ist wider die Verabredung: Sie sollen ja schlafen!«

»Wenn es Ihre Absicht war, mich schlafend zu treffen, hätten Sie später kommen müssen.«

»Meine Absicht? Sie glauben wohl gar, daß mir daran gelegen ist, mich Ihnen im Nachtanzuge zu präsentiren!«

»Woran Ihnen gelegen ist, meine schöne Frau, kann ich in der That nicht wissen; aber da Sie nicht das Licht ausbliesen, müssen Sie sich nun schon gefallen lassen, daß ich Reize sah, die Sie sonst wohl nur Ihrem Manne enthüllten.«

»Ach Gott, der gute selige Mann, wie lieb

hatte er mich! Unsere Betten standen einander gerade so gegenüber wie diese; und er schlief nie ein, wenn ich mich nicht noch ein Viertelstündchen zu ihm gesetzt und ein wenig mit ihm geplaudert hatte. Dann saß ich so, und ehe ich ging, klopfte ich ihm noch recht herzlich das Deckbett von allen Seiten zurecht. Sehen Sie: so — so! —«

Und nun begann die hübsche Frau auch Wilhelm recht herzlich einzuhüllen und blickte ihn dabei so schelmisch an, daß der Arme fast in Verzweiflung gerieth. »Frau« — rief er endlich — »sind Sie denn ganz des Teufels! Soll ich eine noch größere Dummheit begehen, als die schon ist, mit Ihnen in einem Zimmer zu schlafen? Machen Sie das Licht aus und legen Sie sich in Ihr Bett, oder ich springe auf und laufe davon!«

»Was fällt Ihnen denn ein, lieber Rolf? was ist denn da so Gefährliches, wenn ich Ihnen zeige, wie ich meinen guten Seligen einzupacken pflegte?«

»Ich glaube, wenn Sie sich selbst zu mir packten, wie einst zu dem guten Seligen, wür-

den Sie auch noch fragen: „was ist denn da so Gefährliches, lieber Rolf?‟«

»Was wär's denn auch, wenn wir Mann und Frau wären?«

»Wir sind's aber nicht und werden's auch nicht! Ich habe einem lieben, tugendhaften Mädchen meine Treue zugesichert und werde sie ihr bewahren.«

»Sie sind ein Narr, Rolf,« sagte das niedliche Weibchen etwas verdrießlich, blies das Licht aus und legte sich in ihr Bett, ohne dem Geängstigten eine gute Nacht zu wünschen. Die hatte Wilhelm denn auch in der That nicht. Er warf sich auf seinem Lager hin und her: es pulsirte in allen Fibern; und als vollends seine Genossin ihren tiefen, gesunden Schlaf bald durch lang gehaltene Athemzüge bekundete, erhielt ihn dies Geräusch so in Aufregung, daß er vergebens die Augen schloß. Kaum dämmerte das schwache Licht des neuen Tages herauf, als er aus dem Bette sprang und sich still und hastig ankleidete. Im Abgehen warf er noch einen flüchtigen Blick auf die Schläferin: ein schön gerundeter Arm und die weiße

üppige Schulter waren unbedeckt. Wilhelms Blut wallte auf; er zögerte; es zog ihn näher hin zu dem reizenden Weibe. Aber Aennchen, sein Treuwort, seine heiligen Versicherungen! Nie hatte noch sein Wort getäuscht; unter allen Stürmen hatte er sich die innere Wahrhaftigkeit rein bewahrt, und jetzt sollte ihn eine wilde Leidenschaft unmännlich besiegen? — Beschämt, daß er fast erlegen, schlich er leise davon. Aber als er wieder, mit seiner Kunsthandlung auf dem Rücken, die Straße dahin zog und die frische Morgenkühle ihm das fieberische Feuer der Nacht aus den Gliedern gescheucht: da war es ihm so leicht und fröhlich ums Herz. Im edlen Bewußtsein männlicher Würde hob sich die Brust, als er sich bekennen konnte, daß im ganzen Lauf des gestrigen Tages es ihm auch nicht ein einziges Mal eingefallen, daß ein Anschließen an die Madame Ebert ihn aller Lebenssorgen überhoben, seine ungewisse Zukunft sichergestellt hätte. Wie verächtlich erschien er sich, wenn er sich von der Gunst eines Weibes abhängig dachte!

Vierzehntes Kapitel.

Wohlgemuth erreichte Wilhelm die Hauptstadt. Seine Wohnung nahm er wieder bei seinen ehemaligen Hausgenossen. Er fand hier noch das alte Elend; doch bereitete sein Wiedersehen den armen Menschen eine Freude, wie wenn ein lieber Verwandter zu ihnen eingekehrt wäre. Die Kinder, Georg und die kleine Marie, klammerten sich an ihn und wichen nicht von seiner Seite; denn Kinder zeigen in ihrer Anhänglichkeit am lebhaftesten den Dank für empfangenes Wohlwollen. Seinem Herrn legte Wilhelm die Rechnung zu dessen großer Zufriedenheit ab. Uebrigens hatte er beschlossen, den alten Zimmergesellen wieder aufzusuchen, um durch dessen Vermittlung auf einem Bauhofe

neue Beschäftigung zu finden. Zuvor indessen unternahm er einen anderen Gang. Er hatte es bisher nicht gewagt, seinen Freund Franz zu besuchen, aus Furcht, in dem Hause erkannt und der Polizei angezeigt zu werden. Jetzt war seit seiner Flucht mehr als ein Jahr verflossen; die Leute in Franzens Hause hatten den Vorfall wohl vergessen und ein starker Bart machte Wilhelm unkenntlicher. Am Abende stieg er, nicht ohne Herzklopfen, die Treppe hinauf und trat in das ihm wohlbekannte Zimmer. Franz saß im traulichen Gespräch neben seiner Gattin, während Jedes eines der Kinder auf dem Schooße hielt. Ueberrascht und kaum ihren Augen trauend sprangen sie auf und schlossen wechselnd den treuen, erprobten Freund in die Arme.

Franz hatte den Steckbrief gelesen: wie hatte er gezittert, daß derselbe zurückgenommen werde! Aber Monate vergingen und kein Widerruf erfolgte; da sagten die Gatten einander freudig: »der Freund ist gerettet!« Jetzt mußte er seine Schicksale erzählen. Die Schilderung seiner Noth und seiner Verzweiflung füllten Jettchens Augen mit Thränen, und Franz tadelte

den Freund, daß er nicht bei ihm Hilfe und Beistand gesucht.

»Wenn Du« — erwiderte Wilhelm — »mir hättest nachhaltige Hilfe leisten können, würde ich mich ohne Zögern an Dich gewandt haben. Denn der Mensch muß dem Menschen die rettende Hand bieten. Das fordere ich als eine Pflicht, wie ich selbst sie zu üben bereit bin, und ich lege weder ein großes Gewicht auf das, was mir der Andere in dem Fall der Noth erzeigt, noch auf das, was ich dem Anderen biete. Wer mit seiner Hilfe gaunert, ist ein verächtliches Geschöpf, in dessen Brust Nichts von echter Menschlichkeit lebt. Aber Du konntest mir nicht helfen: Du hast Weib und Kind, für die Dein ganzer Erwerb kaum genügt; ehe ich von Dir Etwas angenommen, lieber wär' ich elend verhungert.«

»Bis zum letzten Heller« — antwortete Franz — »hätte ich mit Dir getheilt. Darauf hast Du den gerechtesten Anspruch. Auch bin ich kurz nach Deinem Verschwinden in ein ganz genügendes Brot gekommen: ich habe die Tischlerarbeiten in der Maschinenbauanstalt des Herrn

Weller erhalten. Wirst Du denn nun auch wieder auf Deine Profession gehen?«

»Das kann ich nicht: ich habe keine Papiere.«

Nach einigem Bedenken sagte Franz: »Komm' morgen Abend wieder; vielleicht habe ich für Dich Etwas gethan.«

Herr Weller, schon ein Greis, aus dessen Gesicht die Falten der Sorge und des Denkens nicht die Merkmale eines rein menschlichen Wohlwollens hatten verbannen können, saß am Morgen vor dem kleinen Modell einer elektromagnetischen Locomotive und experimentirte, als Franz zu ihm eintrat. Dieser eröffnete, daß er ein ernstes Anliegen an Herrn Weller habe, mit welchem er das Geschick eines unschuldig Leidenden in seine Hand lege.

»Es gäbe wohl kein schöneres Glück, als allen unschuldig Leidenden zu helfen und alle böswillig Bedrückenden zu züchtigen. Nun theilen Sie mir Ihr Anliegen mit!« sprach Herr Weller.

Als Franz die Schicksale Wilhelms mit dem Antheil wärmster Freundschaft erzählt und die

Bitte hinzugefügt hatte, daß Herr Weller Jenen in seine Werkstatt aufnehme, rief Dieser: »Den Menschen nehme ich in meinen Schutz! — In meinen Augen ächtet nicht das Gesetz den Menschen, sondern seine Gesinnung und That. Schicken Sie Ihren Freund zu mir.«

Mit einem warmen Händedruck schied Franz von dem braven Manne.

Als Wilhelm sich dem Herrn Weller vorstellte, schaute dieser ihn mit dem großen, klaren Auge scharf an, und ließ sich dann die Lebensgeschichte des jungen Mannes erzählen; wiewohl sie ihm schon Franz mitgetheilt hatte. Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, warf hier und dort auch eine Frage ein. Als dann Wilhelm geendet, sagte Herr Weller: »Im Giebel meines Hauses steht ein kleines Zimmer unbenutzt: Sie können dasselbe beziehen, damit Sie um so sicherer sind gegen die Nachstellungen der Polizei. Und jetzt melden Sie sich bei Herrn Huber, dem Werkführer.«

Wie glücklich fühlte sich Wilhelm, als er wieder hämmern und feilen konnte; wie erwärmend war ihm das glühende Feuer der Esse!

Er arbeitete mit einer Freudigkeit und Lust, daß ihm Alles rasch und gut gelingen mußte. In der Werkstätte selbst herrschte die größte Ordnung; denn Alles leitete Herr Weller mit umsichtigem Geist. Seinen Arbeitern bezahlte er gut; aber er verlangte von ihnen nicht nur, daß sie geschickt in ihrem Handwerk, sondern auch, daß sie sittlich und brav seien. Nur wer das ist, der wird überall seine Pflicht erfüllen, den wird man zuverlässig finden, der ist auch allein ein tüchtiger Arbeiter. Mit unnachsichtiger Strenge verwies deshalb Herr Weller Jeden aus seiner Werkstatt, auf den der Makel eines Lasters fiel. Mit Thränen in den Augen und auf den Knien hatte Mancher gebeten, ihn zu behalten; mit den heiligsten Schwüren hatte er Besserung gelobt und mit den ergreifendsten Farben das Elend geschildert, in welches er mit Weib und Kind versinken werde; aber Herr Weller blieb unerbittlich. Nicht selten zahlte er einem solchen Unglücklichen Monate hindurch seinen Lohn aus, bis er ein anderes Unterkommen gefunden; aber seine Werkstatt durfte er nicht wieder betreten.

»Mitleid« — sagte Herr Weller — »kann

ich mit dem Menschen haben, der immer mehr ein unseliges Opfer unserer verderbten sittlichen Zustände, als des eigenen freien Willens geworden ist; aber daß sein Beispiel ansteckend weiter wirke, muß ich wenigstens so weit, als meine Macht reicht, zu verhindern suchen. Wohl weiß ich, daß andere Inhaber von Werkstätten und Fabriken nur auf das sehen, was der Mensch ihnen in der Arbeit leisten kann; aber es ist schon unselig genug, daß Menschen ihre ganze Kraft diesem geistlosen, todten Treiben in den Fabriken opfern müssen: sollen wir sie auch noch in sittliches Elend herabziehen? – Solche egoistische Schmutzseelen, die kein höheres Interesse kennen, als das elende Gold, sollen nie meine Gesetze des Handelns bestimmen.«

Und Herr Weller stand sich bei seiner Verfahrungsweise ganz trefflich. Keine Werkstätte hatte so tüchtige Arbeiter aufzuweisen, als die seine. Dennoch zeichnete sich Wilhelm bald unter ihnen durch Fleiß und Geschicklichkeit aus. Als Herr Weller ihn einst bei der Auszahlung seines Lohnes belobte, äußerte Wilhelm, daß er gern mehr noch für seine Vervollkommnung thun, daß

er gern das Zeichnen wieder aufnehmen möchte; aber er fürchte, von den Lehrern noch erkannt, und so vielleicht verrathen zu werden. Herr Weller ließ ihn am folgenden Morgen, als am Sonntage, herunterrufen und legte ihm eine kleine Zeichnung zum Copiren vor. Wilhelm vollendete die Aufgabe leicht und sauber. Seit dieser Zeit wurde er seines Brotherrn Schüler. Schon nach einem Vierteljahr ging er, zur herzlichen Freude seines Lehrmeisters, zum Modelliren über. Ungeachtet sich Wilhelm bei dem Herrn eines sichtlichen Vorzuges vor seinen Mitgesellen erfreute, stand er doch auch mit diesen in dem besten Vernehmen. An ihren gemeinschaftlichen Vergnügungen, die ein erfreulicher Geist der Einigkeit unter sämmtlichen Arbeitern der Anstalt veranlaßte, nahm Wilhelm den lebendigsten Antheil. Wie bei der Arbeit, so war er auch bei dem Vergnügen mit voller Seele, und solche Menschen finden leicht das Wohlwollen Anderer. Indessen wurde die Einigkeit der Handwerksgenossen der Weller'schen Anstalt mit einem Riß bedroht, als im Laufe des Sommers Martin, ein Modelleur aus dem südlichen Deutschland,

in die Werkstatt eingetreten war. Dieser hatte nach und nach die tüchtigsten Arbeiter und befähigtesten Köpfe an sich herangezogen, und sie hielten nun ihre gesonderten Zusammenkünfte. Wilhelm stellte deshalb den Martin zur Rede.

»Es ist mir lieb,« erwiderte Martin, »daß Sie mir die Gelegenheit geben, Ihnen eine Mittheilung zu machen, mit der ich mich wohl zuerst an Sie gewendet hätte, wenn es mir nicht geschienen, daß Sie dem Herrn Weller zu nahe ständen, um unabhängig zu sein.«

»Ich bin dem Herrn Weller zur Dankbarkeit verpflichtet, ihm aber nicht verkauft, am wenigsten in meinen Ansichten. Doch ich stimme auch in diesen mit denen des Herrn Weller, so weit ich sie kenne, überein. Es sind die Ansichten eines rechtlichen und denkenden Mannes.«

»Das weiß ich; mir kommt es aber nicht auf die allgemeinen Ansichten, sondern auf die politischen an. Deshalb erlauben Sie mir die Frage: Sind Sie in Ihrem Innern Republikaner?«

»Ich bin Nichts, als der Ueberzeugung, daß alle Menschen zu gleicher Freiheit und zu

gleichen Rechten berufen sind, und dem Streben nach denselben Republiken eben so schroff wie Monarchien in den Weg treten können.«

»Da stimmen wir nicht ganz überein; doch Sie sind ein ehrlicher Mann und so hole ich Sie heute Abend um acht Uhr ab.«

Wilhelm trat mit Martin in das Hinterstübchen eines Wirthshauses. Das Zimmer war spärlich erleuchtet und mit Tabaksdampf gefüllt. Alles war ärmlich, dürftig. Aber an einem Tisch saßen zehn bis zwölf wohlgekleidete Männer; aus den Zügen Einiger blickte trotzige Entschlossenheit, Alle waren ernst. Es hatte etwas Unheimliches, daß manches blühende jugendliche Gesicht, welches nur Freude und Lust zu athmen bestimmt schien, schon vor der Zeit sich an dem Ernst der Tage verfinsterte. So wirkt das drückende Bewußtsein von der Unzulänglichkeit unserer Zustände und die hoffnungslose Sehnsucht nach einer menschlicheren Ordnung der Dinge von allen Seiten her verderblich, zerstörend, naturwidrig. Wilhelm kannte die meisten der hier versammelten Männer; sie reichten

ihm ernst und schweigend die Hand. Als Alle im Kreise herumsaßen, begann Martin, vorzugsweise gegen Wilhelm gewendet: »Wir wissen, daß die Vornehmen und Mächtigen Nichts für das Volk thun wollen. Sie betrachten uns als Kinder, über denen stets die Zuchtruthe der Willkür schweben muß, als Knechte, vor deren Entfesselung sie mit Schrecken zurückbeben. Wir müssen selbst unsere Fesseln brechen! So lange aber diese Staaten mit ihren Grafen und Baronen, mit ihren Räthen und Lakaien, Hofpfaffen, Augendienern und Speichelleckern bestehen, wird uns nie die Stunde der Erhebung schlagen, nie die Sonne der Freiheit und Gleichheit aufgehen. Wer ein wahrer Freund des Volkes und der Freiheit ist, muß sich gegen die Monarchien waffnen, welche unser schönes, herrliches Deutschland zerrissen, entwürdigt, der Verachtung, dem Spott und Hohn der Fremden preisgegeben haben, die jeden Augenblick bereit sind, um elenden selbstsüchtigen Gewinn Verräther zu werden an dem gemeinsamen Vaterlande, wie die meisten es schon oft geworden. Im offenen Kampfe ihnen entgegen zu treten, ist es noch

nicht an der Zeit: noch würden ihre List und ihr Trug die eigenen Brüder gegen uns in den Kampf führen; unsere Leiber würden nur ihren Thron erhöhen, unser Blut ihre Purpurmäntel glänzender färben. So sind wir — empörend ist es für den freien, offenen Mann! — verurtheilt, Licht und Recht mit dem Mantel der Nacht, dem Schutz des Verbrechens, zu bedecken. Im tiefsten Geheimniß müssen wir, die Gleichgesinnten und Gleichbedrückten, uns an einander schließen, und so ein Netz über das Vaterland ausbreiten, welches sich immer enger und immer stärker schürzt, endlich unvermuthet unsere Feinde, umgarnt und gefangen, unserer Gewalt und unserem strafenden Gericht überliefert. Schon sind Hunderte von wackeren Männern durch alle Gauen Deutschlands zu einem starken Bunde vereint, und ich frage Sie, Wilhelm Wegner, im Namen unserer heiligen Sache, wollen Sie diesem Bunde beitreten und auf die Statuten schwören, welche Ihnen Ausbreitung der republikanischen Grundsätze, Gewinnung tüchtiger Mitglieder des Bundes und geheime Bewaffnung für dessen Zweck — den Sturz der Monarchien

und Errichtung der einigen untheilbaren Republik Deutschland — auferlegen?«

Die Versammelten hatten dem Sprecher wiederholte Zeichen ihres Beifalls geschenkt und schauten jetzt erwartungsvoll auf Wilhelm. Dieser sprach:

»Glaubt Ihr, meine Freunde, daß der Weg des im Finstern schleichenden Geheimnisses zum Heile führen könnte?

»Das Rechte und Wahre kann nur am hellen Licht des Tages gedeihen! Was im Finstern schleicht, macht sich schon dadurch selbst böse. Glaubt Ihr, meine Freunde, daß Gewalt der Waffen uns die Freiheit erringen könnte? Schlechte Regierungen haben ihrer Selbstsucht schon so viel Blut geopfert, daß es keiner heiligen Sache mehr zur Weihe dienen kann! Die Macht der Wahrheit, welche die Gemüther durchdringt und aus diesen heraus sich zum Licht und Leben drängt, kann allein unser elendes Loos verbessern. Unsere Aufgabe kann zunächst nur darin bestehen, tüchtige Männer zu suchen, deren Brust wir mit dem Gefühl der Freiheit ent-

flammen, deren Sinn wir für die hohe, reine Menschenliebe öffnen, welche in Kampf und Tod nicht weicht.

»Sind so die braven Männer des Volks an Gesinnung kräftig, an Zahl stark geworden, und der Handschuh wird uns hingeworfen, dann wollen wir ihn frei und kühn aufheben! Mancher wird da im Kampf sein Herzblut ausströmen, und viele der Edelsten werden im Morgenroth der Freiheit erbleichen; aber welcher Mann wird sie nicht beneiden! Wenn es süß ist, für das Vaterland zu sterben: der Tod für die Befreiung der Menschheit ist eine Götterlust.

»Welches Loos aber erwartet unser in einem geheimen Bunde? Geächtet, verfolgt, endlich hinter dumpfen Kerkermauern den gemeinsten Verbrechern zugesellt, werden wir wahnwitzige Thoren genannt, aber wie die verabscheuungswürdigsten Missethäter behandelt. Dann, in den Stunden der Schwäche, könnte uns der Kleinmuth überfallen und wir könnten es bereuen, für die höchsten, heiligsten Güter der Menschheit, für Wahrheit und Recht das Herz begei-

stert zu haben. Aber möchte auch Alles über uns hereinbrechen, Gericht, Kerker, Reue, Verzweiflung: ich wollte es standhaft tragen, wenn dadurch unsere große Sache gefördert würde. Doch immer noch ist die Freiheit nur ein Wort; kaum ist sie als eine berechtigte Forderung anerkannt. Die Wirklichkeit läßt uns nur auf allen Gebieten des Lebens die strengste Gebundenheit erblicken. Von dieser ist der Buchstabe des Gesetzes geschrieben und für sie spricht er; während jede thatkräftige Erscheinung der Freiheit vor dem Gesetz noch unberechtigt erscheint und selbst die Völker sie als ein drohendes Schreckbild naher Revolution noch fürchten. Darum ist es noch nicht an der Zeit für die offenen Thaten der Freiheit, und geheime Thaten der Freiheit kenne ich nicht. Vollends, meine Freunde, bin ich nicht einverstanden mit der Richtung Ihres Bundes gegen Monarchien, gegen Fürsten und Adel, für eine einige freie deutsche Republik. Was kümmert uns all der politische Kram? — Lassen Sie uns dahin wirken, vernünftige, freie Menschen zu bilden: die Form des Lebens werden diese für sich dann auch finden. Und end-

lich, meine Freunde, täuschen Sie sich nicht, hoffen Sie nicht, daß Ihr Bund unentdeckt zu seiner Erfüllung heranreife: unter den Hunderten wird sich mehr als ein Verräther einschleichen. Die Männer der Gewalt sind in die lichtscheuen Thaten eingeweihter als wir: unsere leisesten Fährten spüren ihre Hunde auf. Also keine geheimen Bündnisse!«

Die Versammelten waren über Wilhelms Rede nachdenklich geworden; die Meisten senkten trüb das Haupt: Wilhelm hatte ihnen eine schöne Hoffnung entrissen. Martin aber rief aus: »Wer da rathen kann, diese Ketten ruhig fort und fort zu tragen, der verdient sie: er ist ein Feigling! Die Empörung gegen diese Unterdrückung der heiligsten Menschenrechte rast in jedem meiner Nerven: der Drang nach Freiheit ist mit mir zu einem Wesen verschmolzen; ich muß für sie handeln!«

»Dafür, Martin, bedarf's aber keiner geheimen Bündnisse. Frei und offen werben wir jeden wackeren Mann für die Freiheit; frei und fest treten wir jeder Anmaßung entgegen, die unsere Menschenwürde und unsere Menschenrechte

zu unterdrücken wagt, und mit klarem, hellem Blick suchen wir uns vor jedem Trug, der durch Hoheit, Glanz und Schimmer uns berücken möchte, zu wahren. In solchem Sinn und solchem Streben bestärken wir uns dann gegenseitig, wo und wann wir uns treffen. Und wir werden einander suchen und finden, ohne daß wir der Aufforderung von geheimen Oberen bedürften, oder bestimmte Tage für versteckte Zusammenkünfte festsetzten. So handeln wir nirgends gegen das Gesetz. Denn der Sittlichkeit Jünger zu werben, hat bis jetzt noch kein Gesetz verboten.«

»Wir kommen« — sagte Einer der Aelteren des Bundes — »in der von Wegner bezeichneten Weise ohne Zweifel weiter, als wenn wir ängstlich und versteckt erst Jeden, den wir gewinnen, zu dem wir ein freies Wort reden wollen, aushorchen müssen, weil offenes Vertrauen uns und dem Bunde Gefahr bringen könnte.«

»Nun wohl!« sagte Martin, »so verbrenne ich denn die Statuten unseres Bundes; aber jedes hohe, heilige Wort, das hier geschrieben,

möge mit Flammenzeichen unauslöschlich in unseren Herzen glühen!«

An den Gegenwärtigen ging Martins Wunsch in Erfüllung. Die Werkstätten, in denen sie arbeiteten, wurden meistens der Herd für die Verbreitung eines menschlichen Selbstbewußtseins, wie es bisher noch nicht in diese niederen Regionen der Bürger vorgedrungen war. Der trefflichste Geist aber herrschte in der Weller'schen Werkstatt. Fleiß und Eifer beseelte die Hände der Arbeiter, und am Ende der Woche hatten sie so viel erübrigt, um sich am Sonntage ein Vergnügen zu gestatten. Aber nicht die Tabagien, die dumfigen, dampfenden Kneipen suchten sie auf; sondern hinaus ging's in den frischen, fröhlichen Wald, auf die grüne, duftige Wiese. Da war es denn eine Lust, zu sehen, wie Stärke, Gewandtheit und Schnellkraft der jugendlichen Gestalten sich im Ringen, Springen, Werfen, Baarlaufen und anderen muthigen Spielen entwickelten. Mit erheitertem Sinn zogen sie am Abende heim unter schallendem Gesange oder bedeutsamen, ernstem Gespräche. Dieses hatte gewöhnlich den Zweck, das menschliche

Selbstbewußtsein zu nähren. Martin regte durch seinen Feuereifer an, und Wilhelm überzeugte durch sein klares, verständiges Wort. Die Wahrheiten von den Verpflichtungen und Berechtigungen der Menschen in der Gesellschaft sind auch so einfach, sie sind mit so starken Zügen im Geist und in der Natur ausgeprägt, daß jahrtausendlange Bemühungen dazu gehörten, diese Züge zu verdunkeln; aber verwischen konnten sie dieselben nicht. Nur ein in unseren socialen Zuständen ganz verrannter Sinn und Derjenige, in welchem der Mensch über seine bevorrechtete Stellung oder vornehme Bildung untergegangen ist, kann alle Vernunft so verleugnen, daß die tausend Barbareien der Gegenwart ihn nicht mit Widerwillen füllen, daß er nicht sehnsüchtig nach einer menschlicheren Zukunft blickte und für sie ränge. Wohl giebt es Menschen, die sich in diesen ganzen wirren Aufbau unserer socialen Zustände mit Lust vertiefen, die in demselben ein Wunder des menschlichen Geistes anstaunen und überall die herrlichste Ordnung, von der jammervollen Hütte des verschmachtenden Bettlers bis zum prunkenden Palast eines schwel-

genden Fürsten, erblicken; aber sie haben nie das Wehe der Armuth, des Elendes, der sittlichen Entwürdigung empfunden. Sonst würden sie im tiefen Groll den Hammer schwingen, um die Zwing-Uri der entarteten Menschheit zu zertrümmern!

Funfzehntes Kapitel.

Wilhelm hatte aus seiner verbesserten Lage von Zeit zu Zeit an die Eltern geschrieben, ihnen beruhigende und erfreuliche Andeutungen gegeben; aber er wagte es nicht, einem Briefe seinen angenommenen Namen anzuvertrauen. So hatte er seit Jahren keine Nachrichten aus der lieben Heimath erhalten; er wußte nicht einmal, ob seine Theuren sich noch des Lichts der Sonne und des Lebens freueten. Auf seinem stillen Zimmer konnte man ihn belauschen, wie er mit trüben Sinnen manche Stunde bewegungslos vor sich hin schaute und nur selten ein abgerissenes Wort hervorstieß. Dann dachte er der alten Eltern, der lieben Heimath und des geliebten Mädchens. So trat einst Herr

Weller zu ihm ein. Wilhelm bemerkte nicht sein Kommen. Als Herr Weller, der ihn eine Zeit lang beobachtet hatte, ihn anredete, sprang Wilhelm überrascht auf, als fürchte er, sich verrathen zu haben. Beim Anblick seines Wohlthäters indessen fühlte er sich rasch beruhigt.

»Wilhelm« — redete ihn Herr Weller an — »es drückt Sie Etwas, aus dem Sie mir noch ein Geheimniß gemacht. Ich habe Ihnen Vertrauen geschenkt und bin zu Vertrauen von Ihrer Seite berechtigt.«

»Mich quält der Gedanke an meine Eltern. Mehr als zwei Jahre sind verflossen, ohne daß ich das Geringste von ihnen hörte.«

»Lassen Sie Ihre Eltern doch unter meiner Adresse schreiben. So hätten Sie dieser Sorge schon längst überhoben sein können. Ich aber will Sie mit einer anderen, angenehmeren Sorge belasten: ich habe Sie zum Werkführer für die Schlosserarbeiten bestimmt. Wollen Sie die Stelle übernehmen?«

»Da ich hoffe, mir in derselben Ihre Zufriedenheit ebenfalls zu gewinnen, so stehe ich nicht an.«

»Ferner habe ich für Sie einen Lehrer angenommen, der Ihnen im Buchführen, einen anderen, der Ihnen in der Geometrie Unterricht ertheilen soll. Sie müssen die Zeit dafür zu gewinnen wissen.«

»Und sollte ich die Stunden der Nacht dazu verwenden« — rief Wilhelm erfreut; — »mir ist jede Gelegenheit, mich zu belehren und weiter zu bilden, willkommen.«

Die neue Stellung als Werkführer gab Wilhelm über seine bisherigen Kameraden dieselbe Macht, welche der Meister über seine Gesellen übt.

Wilhelm wußte an deren Statt das Gesetz zu stellen. Er rief seine Werkgenossen zusammen. »Wir Alle« — sprach er zu ihnen — »hassen die Willkür, je mehr wir das Bewußtsein der Freiheit und Gleichheit in uns tragen. Nicht der Mensch herrsche über den Menschen, sondern das Gesetz gleichmäßig über Alle. Deshalb laßt uns Gesetze entwerfen, denen wir Alle gehorchen, damit ich nie wissentlich oder unwissentlich Euch Unrecht thue. An Dem, was Herkommen und Sitte über Lohn und Arbeits-

stunden festgestellt, können wir Nichts ändern; aber das Urtheil über die Güte der Arbeiten, die Leistungen des Einzelnen überhaupt, dann über unser gegenseitiges Verhalten und angemessenes Betragen, über das Ausscheiden aus der Arbeit und die Annahme neuer Genossen — dies Urtheil, welches bisher der Willkür des Werkführers allein unterworfen war, wollen wir von einer Werkstattsordnung abhängig machen.«

Wilhelms Vorschlag fand den lebhaftesten Beifall. Die Ordnung wurde nach gemeinschaftlicher Berathung entworfen und von Allen genehmigt. Jedem neueintretenden Gesellen wurde sie vorgelegt, und es blieb ihm überlassen, ob er dieselbe annehmen oder wieder aus der Werkstatt treten wolle.

Das schmeichlerische Bewußtsein, Anderen gebieten zu können und in gewissem Grade Herr ihres Schicksals zu sein, hatte Wilhelm geopfert und dadurch bewiesen, daß, wie ihn auch das Glück noch begünstige, er nie würdig sein werde, zu den großen Hetzern und Treibern der Menschheit emporzusteigen. Schmeichelei, Kriecherei, Klatscherei und all' die Niederträchtigkeiten,

welche auch in den kleinen Kreisen despotischer Wirthschaft die Seele des Gebietenden mit den Giftbeulen der Eitelkeit und des Hochmuthes verpesten und den Gehorchenden zum elenden, tückischen Gewürm machen — hatten Wilhelms Gesetze verbannt. Ein edles Selbstgefühl konnte sich unter seinen Werkstattsgenossen immer lebendiger entwickeln. Fleiß, Eifer, Ordnungsliebe und Sittlichkeit verstärkten sich, da der Getadelte, Gestrafte oder der Verabschiedete nicht den Schein annehmen konnte, als habe ihn ein Unrecht getroffen, wo drei oder bei gewichtigerer Veranlassung fünf seiner Kameraden selbst über ihn das Urtheil gefällt hatten. Zugleich war Wilhelm durch seine Werkstattsordnung jener kleinen Anfeindungen und Aergernisse überhoben, denen er sonst bei allem Wohlwollen und aller Gerechtigkeitsliebe nicht hätte entgehen können. So belohnt sich das Gute und Vernünftige im letzten Erfolge immer selbst, wenn auch die Ueberwindung menschlicher Schwächen und der Selbstsucht einen Kampf kostet.

Inzwischen hatte Wilhelm die längst vermißten Nachrichten aus der Heimath erhalten.

Die Mutter war der Last des Kummers und der Sorgen, die sie um den lieben Sohn gehabt, fast erlegen; aber den Vater hielt die Ueberzeugung aufrecht, daß die gute Sache doch endlich den Sieg davon tragen werde. Vor Allem hatten die Eltern Trost und Stütze in Anna gefunden. Diese selbst schrieb an Wilhelm:

»Ich bin wieder glücklich, mein geliebter Freund, seit ich weiß, daß Dir ein freundlicheres Loos geworden. Viel habe ich gelitten, viel geweint um Deine harte Noth und Trübsal und um das böse Urtheil der Menschen. Auch die einst Deine Freunde waren, und die Dich hätten kennen sollen, zuckten die Achseln, statt für Deine Unschuld ihre Stimme zu erheben, wenn die bösen Menschen, welche darin eine Freude finden, von Anderen das Uebelste zu erzählen, Deine Vergehen auf's Schwärzeste schilderten und Dich verdammten. Meine Ueberzeugung von Deiner Unschuld wurde nur immer fester, je mehr die Menschen gegen Dich redeten; und meine Liebe wurde immer treuer, je mehr Dich das Unglück verfolgte. Und wenn Du

wirklich an demselben Schuld gewesen wärst, hättest Du dann meiner Liebe nicht um so mehr bedurft? — Was wäre auch eine Liebe, die nicht über jedes Unglück, selbst über Sünde und Schuld hinaus dauerte! Sie wäre nie echt gewesen: sie hätte sich nicht an den innersten Seelenkern des geliebten Wesens angeschlossen.

»Als Dein Unglück hereinbrach, hatte ich noch mit einem anderen, schweren Leiden zu ringen: meine Mutter lag krank darnieder, unheilbar, unrettbar. Da stand ich denn verwaist, einsam in der weiten Welt: ich war so müde, so geknickt in der Seele, daß ich mich am liebsten niedergelegt hätte zu der guten Mutter in das enge, schwarze Haus. Da trat Deine Mutter zu mir. Ihr Trost war echte Theilnahme. Sie wollte mir Mutter, ich sollte ihr Tochter sein für den Sohn, der ihr vielleicht auf immer entrissen. So betrat ich das Haus Deiner Eltern. Schmerz und Gram hatten uns zusammengeführt, und unser gemeinsames Leid wurde eine feste Kette des gegenseitigen Vertrauens und der Liebe. Unsere Tage erhellten sich, je bessere Nachrichten von Dir einliefen. Jetzt haben wir

nur den Wunsch, Dich recht bald in unsere Arme zu schließen. Doch ach! Das bleibt uns wohl noch auf lange Jahre, vielleicht auf immer versagt. Aber ich will nicht klagen, wenn Du, mein theurer Wilhelm, nur glücklich bist, und wenn ich weiß, daß Du mich liebst.

»Der widerwärtige Mensch, welcher an all Deinem Unglück Schuld ist, der Krüger, befindet sich wieder hier. Es schneidet mich in die Seele ihn zu sehen: nie war ich einem Menschen so böse. Du bist gut und treu, mein geliebter Freund, und doch, ich bitte, vergiß meiner nicht! Denke recht viel, recht oft an mich, so mit ganzer Seele, als wärst Du bei mir und drücktest mich an Deine Brust. Ich küsse Dich tausend Mal.«

Die tiefste Sehnsucht nach der lieben Heimath wurde durch diesen Brief in Wilhelms Herzen angeregt. Und Herr Weller hätte ihm wohl Urlaub auf einige Wochen ertheilt; aber auf ihm ruhte der Bann des Gerichts. Er mußte die Wünsche des Herzens bezwingen. Indessen blieb er von jetzt ab in ununterbrochenem

Briefwechsel mit seiner geliebten Anna, deren Treue seine Hoffnung und Liebe lebendig erhielt.

Den Cursus in der Buchführung hatte Wilhelm vollendet, und von dem Unterricht in der Geometrie war er schon zu dem in der Physik und Statik übergegangen. Außerdem hatte ihn Herr Weller auch veranlaßt, Vorlesungen der Experimentalchemie zu besuchen. Wilhelm zeigte für alle diese Dinge ungewöhnliche Fähigkeiten, und immer weiter umfaßte er mit seinem Geiste das ganze Gebiet des Maschinenbaues.

Herr Weller war nun nicht mehr blos sein Lehrer, sondern nahm auch oft seine Einsicht und seinen Rath in Anspruch. Einen Zweig des großen Geschäfts nach dem anderen übertrug er allmälig der Aufsicht und Leitung Wilhelms, dessen Tüchtigkeit sich immer mehr erprobte. Verbesserungen und Erfindungen mancher Art machten selbst den Namen »Wegner« auf dem Gebiet der Industrie bekannt. Was ihn selbst aber am meisten erfreute, war der Einfluß, den er auf die Gesinnung und die sittliche Haltung der Arbeiter in der Anstalt ausübte. Auf seine Veranlassung hatten auch die übrigen Hand-

werksgenossen ähnliche Vereinbarungen getroffen, wie er sie zuerst in der Werkstatt der Schlosser angeregt; und wie er sich als Werkführer der besonderen Werkstatt zu seinen Arbeitsgenossen gestellt, in demselben Verhältniß standen jetzt wieder die einzelnen Werkführer zu ihm, als dem Oberaufseher der ganzen Anstalt. Herr Weller, der die heilsamen Früchte solcher Einrichtungen in ihrer tiefen Bedeutung für das ganze Leben wohl erkannte, ließ Wilhelm nicht nur gewähren, sondern unterstützte selbst durch Rath und That dessen Bemühen.

So waren einige Jahre in der ersprießlichsten Wirksamkeit für Wilhelm verflossen, und Herr Weller hatte sich immer mehr von der Leitung seines Geschäfts zurückgezogen. Da saß Wilhelm einst mit ihm, wie es schon länger des Sonntags Gewohnheit geworden, zu Tische, als der väterliche Freund begann: »Was ich als eifrigen Wunsch hegte, ist mir erfüllt worden: meine Anstalt, deren Begründer ich bin, wird fröhlich gedeihen, auch wenn meine Kräfte für deren Leitung nicht mehr ausreichen. Schon jetzt, Wegner, liegt Alles in Ihrer Hand, und

ich bin entschlossen, mich ganz von dem Geschäft loszusagen, wenn Sie dessen Fortführung übernehmen wollen.«

»Wie sollte ich das, Herr Weller? Mir fehlt es, wenn ich mir auch die Einsicht und Kraft für die Fortführung des von Ihnen begründeten Werks durch Ihr väterliches Wohlwollen erworben habe, doch an allem Vermögen, allen Geldmitteln, die zu einem so bedeutenden Geschäft erforderlich sind.«

»Glauben Sie, ich werde ein Werk halb thun? — Das ist nicht meine Art! Was und wie es begonnen, so muß es zum Ende geführt werden, wenn es irgend in meiner Macht steht. Sie kennen unsere Activa und Passiva: wir stehen glänzend. So übergebe ich Ihnen das Geschäft vorläufig; und Sie verpflichten sich nur, mir jährlich eine Summe auszuzahlen, wie ich ihrer für meine gewohnte Lebensweise bedarf. Sterbe ich innerhalb der nächsten zehn Jahre, so müssen sich meine Erben mit derselben Summe begnügen, und erst nach Ablauf derselben zahlen Sie ihnen die runde Summe von 50,000 Thalern. Dann wird Ihnen noch immer genug

übrig bleiben, um das Geschäft fortzuführen; meine Erben aber, welche keineswegs auf so viel rechnen, werden vollkommen mit mir zufrieden sein.«

Wilhelm war durch so viel Wohlwollen mehr als überrascht. Lange konnte er keine Worte finden, um seine Dankbarkeit und seine Zustimmung zu dem Antrage auszudrücken. Herr Weller aber ergriff seine Hand, indem er sagte: »Am liebsten überließ' ich Ihnen die ganze Anstalt, wie sie da ist, ohne Weiteres; denn ich weiß, daß Sie von meinem Vermögen den besten Gebrauch machen würden; aber ich mag nicht gern ohne die dringendsten Gründe einem Menschen wehe thun; und das würde ich doch, wenn ich meine Neffen enterbte. Also bleibt es bei jenem Abkommen. Morgen erscheint der Notar, um die Sache vollständig in Ordnung zu bringen.«

Der Notar kam. Das Geschäft war einfach und wurde bald zu seinem Ende geführt. Den Secretär des Notars kannte Wilhelm sehr wohl. Ob derselbe auch Wilhelm erkannt, blieb zweifelhaft, da des Mannes schielender Blick

nicht beurtheilen ließ, welchen Gegenstand er gerade fixire. Indessen schon am folgenden Tage wurde der Zweifel gelöst. Der Secretär machte Wilhelm einen Besuch.

»Herr Wegner,« — sagte er — »Sie haben gestern einen sehr glücklichen Kauf abgeschlossen; da könnten Sie sich wohl eines armen Nothleidenden erbarmen. Vor wenigen Wochen bin ich erst aus der Strafanstalt gekommen, in welcher ich fünf Jahre lang geschmachtet. Frau und Kinder leiden Noth: leihen Sie mir funfzig Thaler.«

»Der Noth und Bedrängniß seines Bruders abzuhelfen, ist die schönste Pflicht des Menschen; und glücklich vor Allen preise ich den Mann, welcher sich selbst die Mittel dazu erworben hat, der den Lohn seines Schweißes, seiner Mühen giebt, und dennoch giebt. Aber die Möglichkeit, sich durch angebliche Noth vielleicht von einem gaunerischen Betrüger täuschen zu lassen, weckt leicht ein Mißtrauen gegen das Flehen des Armen überhaupt. Deshalb werde ich zuvor Erkundigung über Ihre Lage einziehen.«

»Wozu das? Es dürfte Ihnen wohl genügen, wenn Sie hören, daß ich Einer von den Sträflingen bin, welche zur Strafanstalt mit jenem Transporte abgeführt wurden, auf welchem ein Pseudo=Baron und ein Schlossergeselle Rolf so verwegen entsprangen. Sie erinnern sich wohl der Geschichte?«

»Gewiß erinnere ich mich derselben; aber das ändert Nichts in Ihrem Gesuch um das Darlehn. Denn sind Sie jetzt nicht aus dringendster Noth zu mir gekommen, sondern nur in der Absicht, sich Ihr Schweigen über meine Person abkaufen zu lassen: so bin ich nicht sicher, daß Sie von Zeit zu Zeit immer neu, mit der Drohung des Verraths, von mir Geld erpressen.«

»So zahlen Sie mir ein für alle Mal zweihundert Thaler, und ich schwöre Ihnen ewiges Stillschweigen!«

»Wer zu so elenden Mitteln greift, Geld zu gewinnen, dessen Schwur findet bei mir keinen Glauben. Auch die funfzig Thaler muß ich Ihnen jetzt verweigern, es sei denn, daß Sie mir die genügendsten Beweise Ihrer Bedürftigkeit vorlegen.«

»Herr, sein Sie doch vernünftig! Wollen Sie sich mit Gewalt in's Unglück stürzen? Schließen Sie Ihr Geschäft mit mir ab in aller Form Rechtens, und sehen Sie sich dabei so vor, daß mir keine Hinterthür offen bleibt, von der aus ich Sie auf's Neue angreifen kann, so wird mein juristisches Gewissen mir auch jeden Angriff verbieten.«

»Sie wissen zu gut, daß sich solch' Geschäft nicht rechtlich abschließen läßt. Nur zwischen Männern von Ehre, durch Wort und Glauben, ließe sich in unserem Fall ein Abkommen treffen; zwischen uns nicht. Thun Sie also, was Ihnen Ihr Gerechtigkeitsgefühl gebietet!«

Wilhelm hatte mit entschiedener Festigkeit gesprochen; und der Winkeladvocat war zu klug, um nicht vorläufig die Sache fallen zu lassen. Unter hundert Versicherungen, daß er von Wilhelms Unschuld überzeugt sei und nicht im Entferntesten daran gedacht habe, ihn zu verrathen, schied er. Wilhelm blieb nicht ohne Besorgniß zurück. Sein ganzes Lebensglück war wieder in Frage gestellt. »Der Mensch« — sagte er bei sich — »wird seine Angriffe auf mich ohne

Zweifel wiederholen, und wenn ich mich einmal einschüchtern lasse, bin ich für immer in seine gierigen Klauen gefallen. Auch wird er sich an mich drängen mit seiner Freundschaft, seinen Vertraulichkeiten und mich von allen Seiten umstricken. Nein! lieber das Aergste dulden, als die Gemeinschaft eines Niederträchtigen. Und sollte sich meine Unschuld jetzt nicht nachweisen lassen, da Krüger, wie mir Aennchen schreibt, wegen Betrügereien im Amte zur Untersuchung gezogen ist? —« An diese Thatsache knüpfte Wilhelm neue Hoffnungen. Er eilte zu Herrn Weller und theilte diesem die Gefahr des Verrathes mit, in welcher er schwebte. Nach kurzer Ueberlegung hatte Herr Weller seinen Entschluß gefaßt. Er fuhr sogleich zu dem Director des Criminalgerichts. Seine lebhaften Versicherungen von Wilhelms Unschuld, sein Zeugniß für dessen späteren Lebenswandel, für dessen Rechtlichkeit und Tüchtigkeit, und die Garantie, daß Wilhelm nicht seine jetzigen Verhältnisse auflösen werde, um sich der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen — bewogen den Director zu dem Versprechen, daß er des Herrn Weller

Mittheilungen vorläufig als vertrauliche betrachten werde. Die Thatsache, daß der Zeuge Krüger jetzt in Criminaluntersuchung befangen sei, schien ihm der Beachtung sehr werth. Wenige Tage später erhielt Herr Weller ein Schreiben von dem Director, in welchem dieser zu Wilhelms Beruhigung mittheilte, daß er die Untersuchungsacten gegen den Angeschuldigten Rolf eingesehen habe. Die Sachen lägen so, daß der Verurtheilte, wenn er die Appellation eingelegt, wahrscheinlich von der höheren Instanz vorläufig wäre freigesprochen worden. Das dürfe bei der Wiederaufnahme des Verfahrens auch noch jetzt geschehen. Indessen habe er bei der Untersuchungsbehörde, vor welcher der Krüger jetzt stehe, angetragen, die Untersuchung auch auf das falsche Zeugniß zu richten, welches derselbe wahrscheinlich gegen Rolf abgelegt habe.

Einige Wochen vergingen, als der Winkeladvocat sich wieder bei Wilhelm zeigte. Er kam nur, um seinem ehemaligen Mitgefangenen einen freundlichen Besuch abzustatten. Obgleich sehr kalt aufgenommen, wiederholte er doch diese Besuche von Zeit zu Zeit und erinnerte dann wohl

gelegentlich an dies oder jenes Ereigniß aus den Tagen ihres gemeinschaftlichen Leidens. Doch hütete er sich, eine der früheren ähnliche Anforderung an Wilhelm zu stellen; dagegen bot er diesem seine Dienste bei etwa vorkommenden gerichtlichen Geschäften an. Wilhelm könne das Geld ihm ja eben so gut, wie einem Anderen zu verdienen geben. Aber auch dies Gesuch wurde zurückgewiesen, indem Wilhelm erklärte, daß er sich in allen Beziehungen die strengste Gesetzmäßigkeit zur Pflicht gemacht habe. Der Advocat konnte zwar seinen Unwillen über diese Starrsinnigkeit eines Menschen, der, wie er meinte, ganz in seiner Gewalt stehe, nicht verbergen; doch gab er die Hoffnung immer noch nicht auf, in einer oder der anderen Weise zum Ziele zu gelangen und sein Geheimniß auszubeuten. In dieser Hoffnung sah er sich aber vollständig getäuscht, als er nach einigen Monaten in den öffentlichen Blättern las, daß der wider den Schlossergesellen Rolf erlassene Steckbrief erledigt sei, weil sich die Unschuld des Verfolgten erwiesen habe.

Wilhelm, obgleich mehrere Monate zwischen

Furcht und Hoffnung gespannt, hatte unablässig für den guten Fortgang und für die Verbesserung seiner Anstalt gearbeitet. Durch die Wirksamkeit, welche er auf das sittliche und materielle Wohl der Arbeiter ausübte, hob er sich weit über den Standpunkt eines gewöhnlichen Industrie-Mannes. Da er selbst in der einfachsten Weise lebte, seine Bedürfnisse nicht höher steigerte, als jeder gewöhnliche Arbeiter, so konnte er höhere Löhne zahlen, ohne auf den Gewinn zu verzichten, dessen er zur Sicherung des Geschäfts bedurfte. Der hohe Lohn gestattete den Arbeitern, unter sich Kassen zur Unterstützung von Bedürftigen aus ihrer Mitte und zu gemeinschaftlichen Vergnügungen zu errichten. Aus einer solchen Kasse wurde auch das Mittagsmahl bestritten, an welchem jeden Monat ein Mal sämmtliche Arbeiter mit ihren Weibern und Kindern Theil nahmen. Eine der geräumigen Werkstätten wurde für den einen Tag leicht zum Saale umgewandelt; die Speisen wurden von den Frauen der Arbeiter zugerichtet, und Wilhelm gab den Wein zum Mahle. Bei Tische herrschte eine offene, herzliche Fröhlichkeit. Aber

zwischen den munteren Gesängen wurde auch manches ernste und bedeutende Wort gesprochen; und so dienten diese Gastmähler nicht weniger dazu, eine tüchtige Gesinnung und das Bewußtsein ihrer Menschenwürde und Menschenrechte anzuregen, als das brüderliche Verhältniß der Arbeitsgenossen aufrecht zu erhalten. Hier war es, wo Wilhelm den reichsten Lohn seiner Thätigkeit in dem Anschauen dieser fröhlichen und sittlich tüchtigen Menschen erntete.

Auch für die angemessene Unterhaltung der jüngeren Arbeiter und der Kinder war Sorge getragen. Wilhelm hatte einen kleinen Turnplatz einrichten lassen: da wurden die Kräfte geübt, die Gewandtheit gestärkt und, im leichten Gelingen des Schwierigen, das Selbstvertrauen gehoben.

Selbst über den Kreis seiner Arbeiter hinaus erstreckte sich Wilhelms wohlthätiges Wirken, wenigstens um Armuth und Elend zu mildern. Den alten Mannlich hatte er nebst Tochter und Enkel, die einst ihr Strohlager mit ihm getheilt, in sein Haus genommen. Der thätige Greis wußte sich in mannichfacher Weise nützlich

zu machen; die Tochter führte die kleine Wirthschaft und den Georg ließ Wilhelm eine Realschule besuchen. Dazu hatte er den in der Schulbildung ganz vernachlässigten Knaben durch Privatunterricht in dem nothwendigsten Wissen vorbereiten lassen. Georg war ein Knabe von den herrlichsten Anlagen, die sich neben körperlicher Kraft und Schönheit trefflich entwickelten. Wilhelm hatte seine Freude an dem Knaben, in welchem er schon den einstigen Leiter seiner Anstalt erblickte. — Der elende Liebert hatte ein schreckliches Ende gefunden. In der Trunkenheit war er des Nachts über die Barriere des Flusses gestürzt. Am Morgen erstarrt in eine Heilanstalt gebracht, wurde er nur in's Leben zurückgerufen, um die Qualen der Amputation beider Beine zu ertragen und an dem Hinzutritt des Brandes unter den furchtbarsten Schmerzen zu sterben. Seine Frau und Tochter hatte man in einem Armenhause aufgenommen. Wilhelm besuchte sie hier. Er trat in ein dumpfiges Zimmer, durch dessen kleine schmutzige Fensterscheiben der Lichtstrahl vergebens einzudringen suchte. Eine eisige Luft füllte diesen Raum; da

die Beamten glauben machten, daß die Menge von Menschen, welche sie hier zusammengepfercht, durch ihre eigene thierische Wärme das Brennmaterial, selbst in der strengen Winterkälte, überflüssig machten. Auf dem Tisch stand in hölzernen Tellern das Mittagsmahl, ein eigenthümliches Geköch aus Kartoffeln, Erbsen, Graupen und angeblicher Rindfleischbrühe; ja die Milde dieser Anstalt ging selbst so weit, daß sich auf jedem Teller — es war gerade Sonntag — einige Loth zähen, ausgekochten Rindfleisches vorfanden. Das Brot, wenn möglich noch schwärzer als der Fußboden des Zimmers und gröber als die Sackleinwand, in welche die Bewohner gekleidet waren, hätte ein gesunder, kräftiger Magen bei anstrengender Körperbewegung vielleicht verarbeiten können; Wilhelm sah hier aber nur bleiche Gesichter, sieche Körper. Bei solchem Anblick könnte man zu der Meinung verleitet werden, daß die Armenanstalten sich besonders beeiferten, die ihnen Ueberwiesenen rasch zu Tode zu füttern, um nur Platz für die neu Andringenden zu gewinnen. Aber es wäre Unrecht, diese Anstalten und ihre

Leiter anzuklagen. So lange von der einen Seite ungemessener Reichthum und üppigster Glanz waltet, muß auf der anderen tiefste Armuth, schreckenvollstes Elend herrschen. Das Eine kann nicht ohne das Andere bestehen. Wer zwischen diesen beiden Gegensätzen einen Weg der Vermittelung zu finden wüßte, der wäre der Mann der Zeit, der Held unseres Jahrhunderts, der Erlöser der Menschheit von körperlicher Knechtschaft, wie Christus von geistiger. Wilhelm sorgte dafür, daß die Frau Liebert jener Anstalt der Staatsmildthätigkeit entrückt wurde. Er sicherte derselben ein leidliches Auskommen, und hatte schon nach wenigen Monaten die Freude, daß die Frau, welche bisher immer kränkelnd gewesen, sich bei besserer Wohnung und Kost vollständig erholte, gesund, selbst kräftig wurde und durch eigene Thätigkeit die Unterstützung Wilhelms überflüssig machte. Nur die Kosten des Unterrichts für die kleine Marie, aus deren aufblühendem, schönem Gesicht sich immer mehr die Züge trauernden Elendes verwischten — bestritt er. Nach der Heimath und seinen Lieben hatte Wilhelm oft

die tiefste Sehnsucht empfunden. Aber die Geschäftsreisen hielten ihn oft und lange genug von Hause fern. So fand er nicht die Zeit, dem Verlangen des Herzens zu genügen. Schon waren einige Jahre verflossen, seit er das Geschäft übernommen, als er sich die Muße gewähren durfte, seinen lebhaften Wunsch zu befriedigen.

Sechszehntes Kapitel.

Es war an einem sonnigen Frühlingsmorgen, als Wilhelm den Berg hinanfuhr, von welchem aus er vor zwölf Jahren den letzten Abschied von der lieben Vaterstadt genommen. Damals geleitete ihn die Schaar der fröhlichen Jugendgenossen, deren Gesang, Scherz und Lachen den Schmerz der Trennung übertäubt hatte. Jetzt kehrte er einsam wieder; kein jubelnder Zuruf, kein fröhlicher Gesang schallte um ihn. Wohl ging das Herz ihm auf, als die Stadt im grünen Thalgrunde vor seinen Blicken lag; so hatte er sie tausend Mal gesehen. Alles ringsumher führte ihm die Erinnerung als bekannt zurück; aber er selbst war sich fremd geworden. »Bist Du es denn,« fragte er sich, »der einst hier oben

stand, mit dem Hute hinabwinkend ins Thal zum Abschiede und die fröhliche Wiederkehr hoffend? Jener war ein fröhlicher Bursch und das Blut hüpfte munter in seinen Adern: Du bist ernst, und die Wehmuth dringt in Deine Brust; Jenem glühte die Wange, sprühte das Auge: Deine Wange ist durchfurcht, Dein Blick ist starr. Das hat nicht allein die Macht der Jahre so rasch gewandelt: das hat mehr noch die Macht der Menschen gethan mit ihren unklugen Leidenschaften, mit ihren klugen Gesetzen! Und doch bin ich noch glücklich vor Tausenden, die eben so gut, eben so muthig und gerüstet wie ich aus dem Vaterhause wanderten. Hingepeitscht durch diesen schmutzigen Sumpf des bürgerlichen Lebens, sanken sie in Noth, in Elend, in physische und sittliche Verderbniß, bis rettungslos die trüben Wellen über ihrem Haupte zusammenschlugen. Wohl erzieht das Leben sich die wahren Männer durch seine Mißhandlungen; aber daß es darüber Tausende zu Grunde richtet, oder zur viehischen Selbstsucht abstumpft: das redet ein schweres Zeugniß wider die Ordnung dieses Lebens! Einst, ja einst muß es anders werden! Die Anmaß-

lichkeit, der Hochmuth, die Selbstsucht wird einst nicht mehr barbarische Gesetze schreiben; wenn die große Masse aus ihren dumpfen Träumen zum Selbstbewußtsein erwacht, sich berufen fühlt zur sittlichen Würde, zur menschlichen Gleichheit, zur bürgerlichen Freiheit. O, könnt' ich die Seligkeit dieses Tages noch schauen! Aber ehe seine Sonne scheint, vergehen vielleicht noch Jahrhunderte; denn zu tief und zu fest hat sich die Unvernunft, das Unrecht, die Unsittlichkeit mit Vernunft und Recht und Sittlichkeit verwebt und umschlungen! Selbst die Guten und Verständigen ermangeln oft des scharfen Auges der Unterscheidung, und die Besten und Weisesten verzweifeln wohl, dies wirre Gewebe von Wahrheit und Trug zu lösen und zu sondern. Aber die Religion der Freiheit und Gleichheit ist entdeckt; sie wird ihre Märtyrer finden und muß ihre Kirche auferbauen. Wer reines Herzens ist, der trage seinen Stein hin zu dem großen Baue! Selbstsüchtige Pharisäer nur werden Euch den Weg vertreten, und sündbeschmutzte Schächer Eurer spotten!« — Unter solchen Reflexionen war Wilhelm in die Thore seiner Vaterstadt

eingefahren. Je näher er dem elterlichen Hause kam, um so mehr machten sich die Rechte des eigenen Herzens geltend, und als der Postillon vor der altbekannten Schwelle hielt, da wogte in der Brust nur das eine süße, heilige Gefühl der Freude des Wiedersehens. Die Eltern und die Geliebte waren von seiner Ankunft unterrichtet, doch fesselte sie einen Augenblick die Ueberraschung: die äußere Erscheinung des lang Getrennten war ihnen fremd geworden. Aber der erste Laut seiner Stimme riß sie hin zu dem theuren Sohn, zu dem Geliebten. Die Mutter lag an seiner Brust, der Vater hielt seine Hand und Anna lehnte an seiner Schulter. In Aller Augen glänzten die schönen Thränen der Freude. Diese Minute dünkte Allen voller Ersatz für die Sehnsucht, für die Schmerzen und die Klage vieler Jahre. Welche große, schöne Macht der Beseligung liegt in dem Herzen, das, rein von Schuld, im harten Kampfe mit dem Leben sich der Tugend geweiht! Ja, es giebt eine Ausgleichung des Glückes! Das fühlen wir und erfahren wir in den heiligen Stunden unseres Erdenwallens. Aber sollen wir deshalb die schönen Güter der

Erde als ein Spielwerk in den Händen der Schlechten, der Selbstsüchtigen lassen? — sollen wir ihnen die Mittel lassen, unsere Freiheit zu unterdrücken, unsere Menschenrechte zu verkümmern? Nein! auch der Gute eile zum Kampfe mit jeder ehrlichen Waffe für die gemeinsamen Güter zum gemeinsamen Mitgenuß, zur gemeinsamen Mitfreude! Auch die Freude macht den Menschen gut, wie die Arbeit. Schecht **wird**, wer sein Leben im freudlosen Dienst strenger Arbeit vertrauert; schlecht **ist**, wer das Leben im steten Rausch wilder Freuden vergeudet, oder auf weichem Lotterbett träg verdehnt.

Wilhelm wollte die ersten Tage nur seinen Eltern und der Geliebten widmen; aber die nächsten Nachbarn konnten es doch nicht abwarten, bis der Heimgekehrte zu ihnen komme. Sie drängten sich herbei und zogen den Gast früher, als er gewollt, in die weiteren Kreise. Manchen lieben Jugendgenossen mußte Wilhelm da vermissen, und sie, die er noch fand, waren theils in Armuth verkümmert, theils stumpfsinnig gegen Alles, was über den nächsten Tag hinausreichte.

Wenn sich Wilhelm unter diesen alten Freunden sah, so dankte er seinem Geschick, daß es ihn aus der Beschränktheit der Heimath herausgerissen. Einst war dies Städtchen ein Centralpunkt gewerblicher Thätigkeit in Linnen- und Baumwollenarbeiten. Die Unterbrechung der diplomatischen Beziehungen zu Spanien und der Zollverein hatten diese Thätigkeit vernichtet: die Stadt war ihrer gänzlichen Verarmung nahe. Die Bewohner waren aus einem fröhlichen, unternehmenden und thätigen Völkchen zu einem gedrückten, fürchtenden, gleichgiltigen Geschlecht herabgestimmt; ganze Familien hatten sich aufgelöst, um als Bettler das Land zu durchstreichen, dann eingefangen und härter als der Dieb gehalten zu werden — weil sie nicht dem Gange der Ereignisse hatten Widerstand leisten können. Ueberall nur hörte Wilhelm Klagen über das Verkommen alles Wohlstandes. Diese Verhältnisse kamen zur Sprache, als Wilhelm dem Landrath Herrn von Zernav seine Aufwartung machte. Der Landrath, ein junger Mann, der erst seit wenigen Jahren die Universität verlassen hatte, sagte: »Ich sehe den Nothstand sehr wohl, aber

ihm abzuhelfen steht in keines Menschen Macht. Dem Interesse des Staats muß das Glück der wenigen Familien hier zum Opfer gebracht werden.«

»Welches Interesse« — fragte Wilhelm — »hatte denn der Staat, die diplomatischen Beziehungen mit einem Volke abzubrechen, das in keiner Weise unsere Rechte verletzt hatte, das aber Hunderten von armen Familien Arbeit gab?«

»Da walten höhere politische Rücksichten, die nicht Jedermann zu beurtheilen vermag.«

»In unseren Tagen, Herr Landrath, können sich auch die sogenannten höheren politischen Rücksichten nicht dem Urtheil irgend eines verständigen Mannes entziehen, und dies Urtheil fragt nicht nach Sympathien und Antipathien, sondern nach der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Maßregeln. Aber ist eine Maßregel, wie eben der Zollverein, wirklich für das größere Ganze ersprießlich, so dürfte sie doch nie zum gänzlichen Ruin der Einzelnen gereichen. Für diese Einzelnen müßte da die Staatsregierung eintreten und ihnen Mittel und Hilfe bieten, wenigstens ihren Lebensunterhalt zu sichern.«

»Das ist leicht gesagt, aber schwer gethan, oder vielmehr unmöglich.«

»Unsere Beamten wissen doch sonst Alles, können Alles und nehmen es gar sehr ungütig auf, wenn der Bürger sich ein Urtheil erlaubt über ihre Maßregeln: und ihre Einsicht sollte scheitern, wenn es gilt, einige tausend Menschen vom allmähligen Verkommen zu retten?!«

»Sie werden bitter! — Aber einer wohlmeinenden Besprechung steht ja Nichts mehr im Wege. Hier nun hätten wir einen Fall, in welchem die Beamten gern einen Rath von der Presse oder wem sonst annähmen.«

»Sie werden ihn nimmer ausführbar finden, wenn er nicht von Einem der Ihrigen oder von einer höheren Autorität ausgegangen. Auch kann derselbe nie ein allgemeiner sein, sondern muß sich auf gerade vorliegende Verhältnisse beschränken. Im äußersten Falle aber gewähre man den Betheiligten die bequeme Gelegenheit zu einer Auswanderung. Die Kosten können für einen blühenden Staatshaushalt nicht unerschwinglich sein, und am Ende gewinnt derselbe mehr an einigen Hunderttausend Thalern nützlicher Ver-

ausgabung, als an einigen Tausend bettelhaften Eingesessenen.«

»Sie geben ja doch etwas Allgemeines, und ich war sehr begierig auf einen Rath für unsere arme Stadt.«

Wer echte Liebe für die Menschheit in der Brust trägt, der hat sich auch den treuen, anhänglichen Sinn für die engeren Kreise — für Vaterland und Heimath, für die Verwandten und Freunde bewahrt. So ging denn auch Wilhelm der traurige Zustand seiner Vaterstadt und der vielen, ihm zum Theil theuren Menschen nahe. Er sann auf Rettung. Mancher Plan ging durch seinen Kopf; aber zu jedem hätte es eines thätigen Eingreifens der Regierung bedurft. Da bei diesen Plänen nun eben so wenig, wie bei jedem Unternehmen, zu dem lebendige Factoren mitwirken, der Erfolg mit mathematischer Gewißheit nachzuweisen war: so durfte er auf die Regierung nicht rechnen. Bei dem einmal herrschenden Grundsatz der meisten Regierungen, nur für das Erhalten und Wiederbeleben des Veralteten kühn zu wagen, kam Wilhelm bald zu der Ueberzeugung, daß er auf sich selbst und

auf die Mitwirkung der Bürger für die Rettung ihrer Stadt allein angewiesen sei. Nun blieb der Entschluß nicht aus. Er mußte bei dessen Durchführung Etwas wagen, ja er wagte seine ganze äußere Stellung. Aber wer da weiß, daß er nur das Gute will — das Gute ohne alle selbstsüchtige Nebenzwecke: der thue den kühnsten Wurf, und er wird gelingen!

Die Pietät gebot ihm, ehe er weiter vorschritt, die Zustimmung des Herrn Weller einzuholen. In einem Briefe beschrieb er die Lage der Stadt: in der Nähe einer Eisenbahn, unfern eines schiffbaren Flusses, dessen Stromverbindungen sich über das ganze Land verzweigten; in der Nähe reicher Waldungen und Steinkohlengruben; ein Eisenhüttenwerk lag nur wenige Stunden entfernt. Er schilderte den jetzigen Nothstand der Stadt und seinen lebhaften Wunsch, demselben abzuhelfen; er entwarf den Plan, die Weller'sche Maschinenbauanstalt nach dieser Stadt zu verlegen; indessen werde er sich verpflichtet halten, denselben aufzugeben, wenn Herr Weller seine Zustimmung durchaus verweigere. In kürzester Frist erhielt Wilhelm die Antwort. Der

umsichtige Geschäftsmann stellte einige Fragen, die aus der Natur des Unternehmens hervorgingen und erklärte sich mit der Absicht seines Zöglings einverstanden, wenn dieser die beregten Punkte schon in Erwägung gezogen habe. So war es geschehen. Leicht wurde es Wilhelm, viele Bürger zu gewinnen, daß sie sich mit ihrem Vermögen oder ihren Arbeitskräften an seinem Unternehmen betheiligten. Der Grund und Boden für die Gebäude wurde angekauft, ein tüchtiger Maurermeister entwarf nach Wilhelms Angaben die Risse, und es wurde Alles zum rüstigen Angriff des Werks noch in Wilhelms Anwesenheit vorbereitet; einem Ausschusse der Betheiligten aber die Beaufsichtigung übertragen. Ein neues Leben und Bewegen füllte schon die Stadt. Der Landrath sah dem Allen mit Staunen und Verwunderung zu und prophezeite dem feurigen Schwindel, von dem er die Stadt ergriffen sah, ein frostiges Ende. Als er nun von Wilhelm selbst erfuhr, auf welchen Grundlagen das Unternehmen sich herstellen solle, da hielt er sich verpflichtet, bei seiner vorgesetzten Behörde anzufragen, ob hier nicht der Ort sei einzuschreiten

gegen ein Vorhaben, in welchem sich unverkennbar Elemente der Fourier'schen Lehre von der Societät zu verkörpern drohten. Die Regierung fand in den mitgetheilten Angaben des Landraths noch keinen genügenden Grund, dem Unternehmen entgegenzutreten; doch belobte sie den Eifer ihres Beamten und empfahl ihm besondere Wachsamkeit.

Wilhelm war in der Absicht nach der Heimath gekommen, seine Eltern mit sich hinfortzunehmen und das Mädchen seiner Wahl und seiner Liebe heimzuführen. Der neue Plan änderte Alles. Wilhelm kehrte allein nach der Hauptstadt zurück. Die Trennung war von beiden Seiten schmerzlich. Nur ein Jahr wollte Wilhelm ausbleiben — eine so kurze Frist für den Glücklichen! Wer sie aber in banger Sehnsucht, im heißen Wunsche nach einem endlichen Ziel verleben soll, der ließe die zweiundfunfzig Wochen gern aus seinem Leben streichen, wenn er dadurch ihr Ende erreichen könnte. Anna war so glücklich gewesen an der Hand des Geliebten: er war nicht mehr der Jüngling, welcher Nichts in der Brust trug als das flammende Gefühl der Liebe, welcher ihr Nichts zu sagen

hatte, als daß er sie liebe, daß er sie ewig lieben werde; aber er war ein Mann, gestählt durch das Leben zum ernsten Wollen, zur freien That. Jeder seiner Gedanken, jedes seiner Worte zeugte von gesunder Kraft und echt menschlichem Wohlwollen. Anna schaute zu ihm mit Ehrfurcht empor, und um so reicher beglückte sie jedes Zeichen seiner Liebe. Ein Mann zu sein, wie er, war ihr höchstes Ideal, und ein Weib zu sein dieses Mannes würdig, war ihr höchstes Ziel.

Für Wilhelm war das Jahr, welches er noch in der Hauptstadt zubrachte, voll angestrengter Thätigkeit. Vor Allem hatte er darauf zu sehen, seine bisherigen Geschäftsverbindungen sich auch für den neuen Wohnsitz zu erhalten und zugleich sein hiesiges Etablissement möglichst vortheilhaft zu verkaufen. Beides gelang ihm, wie einem Manne, dessen Redlichkeit anerkannt, dessen Tüchtigkeit außer allem Zweifel steht. Den Kern seiner Arbeiter, die geschicktesten und fleißigsten, welche auch zugleich an Gesinnung die bewährtesten waren, siedelte er mit sich über. Auch den alten Mannlich nebst Tochter und Enkel ließ

er nicht zurück. — In seiner Vaterstadt fand er den Bau der neuen Werkstatt soweit vorgeschritten, daß die Arbeiten sogleich begonnen wurden. Mit der Feier der Weihe für die ganz vollendete Anstalt verknüpfte Wilhelm sein Hochzeitsfest. Eine freudige Bewegung herrschte an diesem Tage durch die ganze Stadt. Nur der Landrath schaute besorgt in den allgemeinen Jubel; denn seine Befürchtung vor einem socialistischen Versuch schien sich zu verwirklichen. Auf Wilhelms Antrag war nämlich der schon erwähnte Ausschuß aus den betheiligten Bürgern mit den Werkführern der einzelnen Werkstätten zusammengetreten, und von diesen gemeinschaftlich war der Plan für den Betrieb der Anstalt entworfen und berathen worden. Im Wesentlichen hatte man beschlossen, daß ein Director die ganzen Geschäfte der Anstalt leite; dieser aber regelmäßig alle Vierteljahr, und sonst auf jedesmaliges Verlangen eines Drittels der Ausschußmitglieder die Bücher der Anstalt vorlege. Der Ausschuß mußte sich jährlich einer neuen Wahl durch die Betheiligten und der Director durch den Ausschuß unterwerfen. Die Arbeiter wurden zu

zehn täglichen Arbeitsstunden verpflichtet, ihnen eine vollkommen genügende Löhnung, sowie den mit ihrem Vermögen Betheiligten die landesüblichen Zinsen festgesetzt. Die Ueberschüsse wurden auf die Familien, sowohl der verheiratheten Arbeiter, als der Unternehmer zu gleichem Gewinn vertheilt. Wilhelm, aus dessen Kopf dieser Plan entsprungen, wurde für das erste Jahr zum Director erwählt. Der Landrath machte Wilhelm darauf aufmerksam, daß die Societät, welche er gegründet, so eigenthümlicher Art sei, daß sie der Bestätigung der Regierung bedürfe.

»Immerhin« — erwiderte Wilhelm — »mag die Regierung unsere Statuten bestätigen: wir werden hoffentlich dabei weder gewinnen, noch verlieren.«

»Sie könnte aber auch die Bestätigung verweigern.«

»Ich halte sie nicht für so thöricht. Muß es ihr nicht selbst willkommen sein, sich der Sorge um eine untergehende Stadt überhoben, das Land von einigen Hundert verarmenden Familien befreit zu sehen?«

»Aber Ihre Statuten haben die Färbung

der socialistischen Ideen, streifen selbst an den Communismus, welcher in Frankreich schon manches Unheil angerichtet hat.«

»Wenn nun diese Färbung gerade das Ersprießliche an ihnen wäre: sollte die Regierung sie nicht vielmehr heben, als verwischen? — Der Staat soll das materielle und sittliche Wohl seiner Bürger fördern; sein höchster Gesichtspunkt aber muß die freie, sittliche Entwickelung des Menschen sein: und er sollte hemmend eingreifen, wo auf diese hingearbeitet wird? — Sie zucken die Schultern, Herr Landrath, Sie meinen, daß politische Rücksichten noch anderer Art, als die auf das Wohl der Bürger in unserem Staatsleben oft gewaltig und bestimmend einwirken. Ja, es ist nicht zu leugnen, daß persönliche Launen, persönliche Beschränktheit, persönlicher Vortheil oft weit mehr, als die wahren Interessen des Volks unsere Staaten lenkt; es ist nicht zu leugnen, daß unsere Staatsmänner oft kleinliche, engherzige, in Theorien von Absolutismus und historischem Unterbau befangene Geister sind, daß das Gespenst der Revolution ihnen den Blick vollends umnebelt, wenn

er etwa je einmal die Forderungen der Zeit klarer schaut. Aber das Volk zeigt täglich größere Kennzeichen der Reife, wird sich täglich mehr der Ansprüche bewußt, welche der Mensch, der Bürger hat; ja, Herr Landrath, dies gedrückte Volk, auf welches einst der Beamte so stolz und verächtlich herabblickte, steht schon heute an politischer Einsicht höher, als Viele, welche wähnen, seine Lenker zu sein. Der Ton der Unterwürfigkeit, in welchem der Bürger noch jedem Beamten gegenüber redet, mag eben so täuschen, wie der hohe Ton, in welchem die Herren sich noch selbst vernehmen lassen; aber Beides ist hohle Maske. Jene glauben nicht mehr an ihre Unterwürfigkeit, diese nicht mehr an ihre Machtfülle. Diese und jene spielen nur eine Rolle, während in Beiden schon das Bewußtsein eines anderen — des gleichen Wesens des Menschheitlichen unvertilgbar geworden. Deshalb auch fürchten sich so viele Ihrer Staatsmänner, deshalb lauschen sie ängstlich jeder Bewegung im Volke, deshalb hemmen sie hier, verbieten dort, und das Volk zittert nicht, fürchtet nicht, beeilt sich nicht einmal. Denn die Wahr=

heit muß doch siegen, seine Rechte müssen doch anerkannt werden, das ganze Gerüst der diplomatischen Künste, mit so vielen Sorgen, mit so vielen Nachtwachen aufgebaut, muß doch zusammenbrechen, wo es die Unmenschlichkeit und Barbarei zur Grundlage hat und wo es mit dem Schweiß und Blut der Völker zusammengeleimt ist.«

»Das sind hohle Declamationen! Auch die gepriesenen Republiken sind nicht ohne Blut gegründet, nicht ohne Schweiß und Blut erhalten worden.«

»Uns kümmern weder die Vergleichungen zwischen Republiken und Monarchien, noch was sie Gutes und was sie Uebles an der Menschheit gethan haben: für uns hat allein unser Bewußtsein von den Forderungen der Zeit ein Gewicht. Nicht was Recht oder Unrecht war, sondern was uns als Recht oder Unrecht gilt, ist zu erstreben oder zu bekämpfen. Dem Bewußtsein der Völker und ihren Forderungen gegenüber giebt es keine von der Zeit geheiligten Rechte. Das kann jeder Schulknabe aus der Geschichte lesen. Doch Sie sind ein praktischer

Mann, ein Diener des Staats: Sie dürfen mich nicht verstehen! — Also die Regierung will die Statuten unserer Societät einsehen? — Ich werde Ihnen dieselben zusenden.«

Die Regierung machte mannichfache Ausstellungen gegen die Statuten der Societät; besonders glaubte sie darauf dringen zu müssen, daß die Arbeiter weder an der Leitung des Geschäfts, noch an der Dividende Theil hätten. Dadurch würde das Interesse der eigentlichen Unternehmer, der durch ihr Geld Betheiligten zu stark verletzt. Ferner erhob sie Bedenken gegen die hohen Löhne und die im Vergleich mit anderen Werkstätten zu geringen Arbeitsstunden. Beides drohe dem gemeinen Mann einen Hang zu Vergnügungen und Arbeitsscheu einzupflanzen. Wilhelm würdigte sehr wohl die Gründe einer solchen Fürsorge: die Einrichtung war zu neu, zu eigenthümlicher Art, als daß sich ihr Einfluß auf den Geist der Arbeiter und das Vermögen der Betheiligten hätte berechnen lassen. Er konnte nicht verkennen, daß die Regierung sich nicht nur berechtigt, sondern selbst verpflichtet wissen mußte, mit ihrer Zustimmung

zu dem neuen Unternehmen behutsam zu sein. Aber in Wilhelms Brust und Kopf stand die Ueberzeugung von dem glücklichen Erfolg des Unternehmens unerschütterlich fest, und er wußte dieselbe auch dem Ausschusse mitzutheilen. Mit Zustimmung desselben entgegnete er aus dieser Ueberzeugung heraus auf die Bedenken der Regierung. So wurde ein Schriftenwechsel veranlaßt, der sich durch mehrere Jahre hinzog. Die Statuten waren noch nicht genehmigt, als das Unternehmen sich schon so fest begründet hatte, daß es auch ohne die Statuten sich nach den aufgestellten Grundsätzen forterhielt.

Das Verhältniß, welches in der Hauptstadt unter den Arbeitern bestanden, wurde hier noch fester begründet. In der Sorge für deren sittliches Wohl fand Wilhelm eine kräftige Stütze an dem Prediger des Orts. Dieser, von armen Eltern geboren, hatte sich, gleich seinem Schulkameraden Wilhelm, unter mannichfachen Kämpfen mit dem Leben und mit seiner Ueberzeugung zu einem starken, entschiedenen Charakter entwickelt. Man achtete und liebte ihn. Seine Reden, eben so fern von Schulgelehrsamkeit, als

von dogmatischen Spitzfindigkeiten und pfäffischer Salbung, hatten immer nur das wirkliche Leben im Auge. Hier drang er auf Rechtlichkeit und Sittlichkeit, nicht etwa weil die Religion es so gebiete, sondern weil es so des Menschen würdig sei, weil so Jeder am besten für sein inneres und äußeres Glück sorge. Er drohte nie mit dem Zorne Gottes und mit jenseitigen Strafen, sondern er wies nach, wie aus jeder schlechten That endlich die unseligen Folgen entspringen, wenn sich Anfangs auch eine Reihe von Vortheilen ergäbe. Seine Wirksamkeit ging um so tiefer, als er sich durch den Unterricht, welchen er ohne Entgeld in der Schule ertheilte, seine Gemeinde aus der Jugend heranbildete; während er die Aelteren durch eine echt menschliche Theilnahme an ihren Schicksalen gewann. Nicht Rath nur ertheilte er: er wußte auch Hilfe zu schaffen. So nahm er den Standpunkt ein, auf welchem heut zu Tage der Prediger allein noch ersprießlich wirken kann: er war ein Lehrer der Sittlichkeit, des Rechten und Vernünftigen; er war nicht ein Mann des Jenseits, er war von dieser Welt. Oft hörte man ihn sagen: »Wer

wahrhaft seine Schuldigkeit thut, nicht aus Furcht handelt, sondern aus der Liebe und aus der Freiheit: der kann das Jenseit, ohne daß er sich um dasselbe kümmert, ruhig an sich herankommen lassen. Auch kostet es schon genug der Mühen und Anstrengungen, genug der Selbstüberwindung, sich für dieses Leben tüchtig und brav zu machen, so daß Niemand, der sich auch noch auf das Jenseit vorbereiten will, hier seine Pflichten redlich erfüllen kann. Spüren wir dem Gange der frommen Männer unserer Zeit nach: wie wenig entsprechen sie den Anforderungen und Lehren, die sie selbst aufstellen! — Man dürfte von ihnen mit Recht erwarten, sie ahmten dem h. Franz von Assisi nach: sie schenkten ihr Geld und Gut dem Armen und lebten allein für die Reinigung ihrer Seele. Aber weit gefehlt! Du findest sie in glänzenden Gemächern und Palästen, umgeben von der Ueberfülle des Reichthums, bei schwelgerischen, üppigen Mahlen oder in den Armen der Wollust. Das sind die Häupter der Frommen! — Man müßte sie für Heuchler erklären, wenn man nicht wüßte, daß sie in Selbsttäuschungen befangen sind. Nur wer mit klarem

Selbstbewußtsein sich und seine Kräfte den edelsten und höchsten irdischen Zwecken widmet, kann seine Aufgabe rein lösen.« — Mit diesem Manne hatte Wilhelm einen innigen Freundschaftsbund geschlossen, und was Wilhelm durch die Erfahrung, durch das Leben selbst als recht und wahr erkannt hatte, das beleuchtete ihm sein Freund mit dem Lichte der helleren Vernunft. Gern erfüllte er Wilhelms Wunsch, für die höhere Entwickelung der Arbeiter, außer seinen kirchlichen Vorträgen, einzuwirken. In den Abendstunden des Winters versammelten sie sich in Wilhelms Wohnung, und der Prediger hielt hier wechselnd den einen Winter Vorträge über die vaterländische Geschichte, den anderen trug er ein System der irdischen Moral vor. Als Wilhelm nach einigen Jahren durch das Vertrauen der Stadt zu deren Bürgermeister erwählt worden, erhöhte sich auch der Einfluß der beiden Freunde. Wilhelm verzichtete auf das Gehalt, welches mit seinem Amte verbunden war, und auf den Vorschlag des Predigers wurde dasselbe der Schule zugewendet. Dem Beispiele Wilhelms folgten die übrigen städtischen Beamten, die wohlhabend

genug waren, um dieser Einnahme entbehren zu können. So wurde es möglich, die Zahlung des Schulgeldes gänzlich abzustellen. Das hatte den doppelten Vortheil, daß der Begriff der Armenschüler, über welche sich, mögen sie auch noch so fleißig und tüchtig sein, jeder faule Bube von selbst erhaben dünkt — verbannt wurde und bei den Schülern die Meinung erlosch, daß der Lehrer in ihrem Solde stehe; wodurch ihnen der Lehrer wohl selbst verhaßt wird, wenn sie sehen, mit welcher Noth die Eltern das Schulgeld oft erschwingen müssen, und mit welchem Unmuth sie dasselbe hingeben. Für die Verbesserung des Schulwesens überhaupt waren die beiden Freunde eifrig besorgt. Die Kinder brachten fast den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der Schule zu: auf zwei Unterrichtsstunden folgten immer zwei Freistunden, während derer die Schüler in dem großen Garten und Park, welche für die Schule angekauft worden, sich nach eigenem Gefallen spielend, und doch ersprießlich für Seel' und Körper, beschäftigten. Die Schulgesetze waren sehr mild, wurden aber rücksichtslos gehandhabt. Bei gröberen

Vergehen entschieden die Mitschüler über die Art und das Maß der Strafe. Auch bei allen Einrichtungen, die auf Ordnung und Disciplin Bezug hatten, wurde die Stimme der älteren Schüler gehört. Wollen wir freigesinnte Männer haben, so dürfen wir keine Sklaven erziehen. Bei allen Bestrebungen der Schule nahm die Rücksicht auf die sittliche Entwickelung die erste Stelle ein. Der Lehrer galt als der beste, welcher es zumeist verstand, den Schülern Achtung und Liebe für Wahrheit und Recht einzuflößen. Jedes todte Wissen, das nicht veredelnd auf den Menschen wirkt, war geächtet, und ein mechanisches Anlernen war nur dort gestattet, wo es als Grundlage und Anleitung zu geistiger Selbstthätigkeit nothwendig schien. Für die älteren Knaben waren Geschichte und Naturkunde die Hauptgegenstände des Unterrichts. Wilhelm selbst beschäftigte sich noch andauernd mit diesen Studien, besonders mit der Physik, die ihm zu manchen Verbesserungen in dem Maschinenwesen die Fingerzeige gab. Daß Wilhelm der übrigen Welt außer seiner Stadt nicht ganz entfremdet wurde, und daß er sich nicht ungetrübt dem

Genusse seiner Wirksamkeit hingab — dafür sorgte der Zusammenhang, in welchem seine Schöpfung mit dem Staatsleben stand.

Die Furcht vor dem Communismus, mit welcher der Landrath die Regierung angesteckt hatte, und zu der auch, wie sich nicht leugnen ließ, einige Einrichtungen einen Grund gaben — trat bei jeder Gelegenheit hervor. Jede Aenderung und Verbesserung in dem städtischen Leben wurde der strengsten Kritik unterworfen; mit Mühen und Aerger mußte Wilhelm seine Plane durchkämpfen, manchen derselben auch gezwungen aufgeben. Doch ließ er den Muth um so weniger sinken, als er des Beifalls seiner Mitbürger gewiß war und sich täglich die Erfolge seiner Bestrebungen glücklicher entwickelten, so daß er hoffen konnte, auch am Ende die Anerkennung der Regierung zu gewinnen. Am erfreulichsten für ihn selbst war es, das Elend der Armuth immer mehr aus der Stadt verschwinden zu sehen. Das Mittel war einfach: er wußte den Leuten Arbeit und Verdienst zu schaffen. Die Bürger, welche sich nicht an der Maschinenbauanstalt betheiligt hatten, nährten sich meistens

von Spinnerei und Weberei – jetzt der gedrücktesten Industrie im Staate. Dennoch wußte Wilhelm zu helfen. Er kaufte das rohe Product im Großen an und ließ zu dem Einkaufspreise den Arbeitern ihren Bedarf. Eben so hatte er dafür gesorgt, daß die armen Spinner und Weber beim Absatz ihrer Waaren nicht Wucherern in die Hände fielen. Während der Bürgermeister für das leibliche Wohl der Einwohner sorgte, war der Prediger für das geistige, besonders für die Erweckung eines sittlichen Selbstbewußtseins bemüht. Treue Theilnahme und sorgfältige Beaufsichtigung für Die, welche durch Laster und Elend in Armuth versunken, wirkte Unglaubliches. Für Die, welche durch Alter und Krankheit arbeitsunfähig geworden, konnte die Stadt, bei der sparsamsten Verwaltung ihrer Einnahmen, reichlich sorgen. An den Festen, die Wilhelm ehemals mit seinen Arbeitern gefeiert, nahm jetzt fast die ganze Stadt Theil. Das heiterste Leben und Treiben bewegte den ganzen Ort, wenn an einem hellen Frühlingstage die Musik auf dem Markt erschallte, Alt und Jung zusammenströmte und die fröhliche

Menge im lauten Getümmel hinauszog auf die grüne Wiese oder zu den waldigen Höhen. Da jubelten die Kinder im munteren Spiel, da glühte die Jugend im raschen Tanz oder prüfte in geschickten Kämpfen die Kraft und Gewandtheit des Turnplatzes. Die Alten schauten freudig auf die Lust der Jugend, die Hoffnung ihrer Zukunft, oder gesellten sich in Gruppen zu ernstem Gespräch. Das Mahl, welches die Feier solches Tages schloß, war durch jegliche Anregung munterer Laune, durch Gesang und Rede über den nur sinnlichen Genuß weit hinaus veredelt.

Siebzehntes Kapitel.

Die ganze Umgegend blickte mit Theilnahme auf die steigende Wohlhabenheit und den tüchtigen, sittlichen Geist der Stadt und ehrte Wilhelm als den Schöpfer dieser Güter. Deshalb wurde er auch fast einstimmig zum Abgeordneten seines Kreises für den bevorstehenden Reichstag erwählt. Schon in den ersten Sitzungen desselben, als die Wahl eines Deputirten angefochten wurde, weil die Regierung einen ungesetzlichen Einfluß auf dieselbe geübt habe, machte sich Wilhelm in einer freisinnigen Rede bemerklich: »Diese Versammlung« — sagte er — »soll ein reines, ungetrübtes Bild der Gesinnung ihrer Wähler sein. Wir sollen die Wünsche und die Forderungen des Volks aussprechen; wir

sollen die Bedürfnisse unserer Mitbürger der Regierung klar machen. Und doch wendet die Regierung alle erdenklichen Mittel an, sich nur Männer, die ihr gefällig und beliebig sind, in die Kammer schicken zu lassen, solche, die alle Handlungen und Pläne der Minister billigen werden, unbekümmert um die Wünsche und Hoffnungen des Volks. Diese Männer repräsentiren also nicht das Volk, sondern die Regierung. Ist das ihre Aufgabe? — Man wendet mir ein, der Regierung müsse ein gewisser Einfluß auf die Wahlen gestattet werden, damit sie ihre Absichten und Zwecke in den Kammern durchsetzen könne. Fallen diese Zwecke wirklich mit dem Wohle des Landes zusammen, so wird die Regierung bei den wahren Vertretern des Volkes keinen Widerspruch finden; treten sie aber dem Wohle des Landes entgegen, so müssen sie nicht verwirklicht werden. Sie gereichen, so vortheilhaft und erwünscht sie auch der Regierung sein mögen, am Ende doch nur zum Verderben des ganzen Staats. — Man wendet mir ferner ein, die Regierung dürfe der ihr entgegenstehenden Partei nicht freien Spielraum bei den Wahlen

lassen; da sie nicht die Stimme der Partei, sondern des Volkes hören wolle. Warum steht aber diese Partei der Regierung entgegen? — Weil sie der Ueberzeugung ist, daß das Volk schlecht regiert wird! — Welche Macht hat diese Partei, um auf das Volk zu wirken? — Nur die Macht ihrer Ueberzeugung und die Macht der Wahrheit! Und welche Macht legt die Regierung dagegen in die Waagschale? — Versprechungen, Auszeichnungen, Ehren und Würden! Das sind die Mittel, durch welche sich die Regierung ihre Partei schafft, und dadurch selbst zur Partei wird. Das kann nicht anders sein, wo die Regierung eine falsche Stellung behaupten will, wo sie sich berufen glaubt, das Volk zu bevormunden, zu lenken und ihm die Bahnen anzuweisen. Dieses Streben, noch ein Rest absoluter Herrschergewalt, muß die Regierung aufgeben; sie muß die Stellung einnehmen, welche den Forderungen der Zeit allein entspricht. Die absolute Monarchie hat sich uns gehässig gemacht, und jene constitutionelle Monarchie mit ihrer mechanischen Ansicht von einem Gewicht und Gegengewicht, die sich gegenseitig balanciren, ist

bei uns abgelebt, ehe sie noch rechtes Leben gewonnen. Der Staat ist allerdings ein organisches Ganze; Kräfte und Gegenkräfte müssen in ihm sich bethätigen; aber wenn sich diese feindlich scheiden, so daß jeder Theil auf der anderen Seite das Heil des Ganzen verfolgt: dann tritt ein krankhafter Zustand ein, der eben nur das Ganze zu Grunde richtet. Ein Staat ist nur gesund, wenn Volk und Regierung auf demselben Wege Dasselbe erreichen wollen, sich nicht in Kraft und Gegenkraft, sondern in die verschiedenen Factoren eines und desselben Productes theilen. So muß die Regierung es sich als einzige Pflicht setzen, das auszuführen, was sich als der entschiedene Wille des Volkes ausgesprochen, und was dieser durch seine wahren Vertreter gefordert hat. Dann bedarf die Regierung keiner Partei in unserer Mitte; dann bedarf es auch keiner Bestechungen und geheimer Machinationen; dann wird die Regierung den Entwickelungsgang des Volkes fördern helfen, den sie jetzt nur hemmt. So lange die Regierung bei ihrem Grundsatze, sich selbst in der Kammer vertreten zu sehen, beharrt — was sie

freilich muß, so lange sie nicht ihr Prinzip der Volksbevormundung aufgiebt — ist die Volksvertretung Nichts, als eine glänzende Täuschung, eine Maske, die Leben heuchelt. Die Regierung wird nicht von ihrem Streben und ihrer Ansicht lassen. Das weiß ich. Um so mehr aber ist es Pflicht der Kammer, die Vollmachten aufs Strengste zu prüfen und jede Wahl zu vernichten, bei welcher sich die leisesten Spuren einer Einwirkung der Regierung zeigen. So allein können wir eine wahre Kammer schaffen, eine wahre Vertretung des Volks.«

Bei der Votirung des Budgets sprach Wilhelm mit großem Nachdruck gegen die übermäßig hohen Gehalte der vornehmeren Staatsbeamten. »Dies System der hohen Gehalte« — sagte er — »ist um so verwerflicher, als in den bei Weitem meisten Fällen, wo der Beamtete zwischen einer treuen, ehrenvollen Erfüllung der Pflicht und dem Aufgeben des Amtes zu wählen hat, gerade das hohe Gehalt entscheidet. Wie selten ist es, daß bei uns ein Minister von seinem Amte zurücktritt, und wie oft forderte das seine Ehre und seine gebrochene Wirksamkeit! Aber wer

gelangt bei uns gewöhnlich zu den höchsten Aemtern? — Nicht der Verdienteste und Tüchtigste, sondern gewöhnlich Der, welcher die meisten einflußreichen Verbindungen hat! Das Gehalt bezieht er; die Ehre der Arbeit müssen Andere tragen. Die Staatsämter werden nicht eher gut verwaltet werden, bis ihr hohes Gehalt nicht mehr für vornehme Personen ein Reizmittel ist, bis diese es vorziehen, im strengsten Privatleben ihre Beschränktheit zu verbergen. Der Einwand, daß mit einer hohen Stellung ein angemessener Glanz verbunden sein müsse, ist kindisch, und er stellt uns als weit ärgere, rohere Barbaren dar, als wir wirklich sind. Denn in der That, es entgeht bei uns dem Manne, welcher seine Stellung durch die eigene That ausfüllt, nie die Achtung, deren er für seine Wirksamkeit bedarf. — Wenn ich nun auf Herabsetzung der hohen Gehalte dringe, so verlange ich keine Ersparung. Ich gedenke der Tausende von armen Beamteten, die mit ihren Familien im wahren Elend leben, während ihr Dienst der anstrengendste, der beschwerlichste ist. Für diese muß Etwas gethan werden! Der Staat kann es

nicht verantworten, wenn er seine Diener geradehin auf Unredlichkeit und Betrug anweist, und das thut er, wenn er ihnen nur die Wahl läßt, mit ihren Familien zu verhungern, oder von der Bestechlichkeit und dem Betruge zu leben. „Warum nimmt der Mann ein Amt an, von welchem er nicht leben kann?“ — haben Reiche und Vornehme oft genug gefragt. Wie naiv diese Frage ist, und wie romantisch der Standpunkt, von welchem aus sie gethan wird! — Ich bitte eine hohe Kammer um die Erlaubniß, einen Gesetzesvorschlag einbringen zu dürfen, der die hohen Gehalte herabsetzt, die zu niedrigen erhöht, damit der Noth und dem Elende zu Gute komme, was wir der Vergeudung entziehen.«

Nicht minder entschieden trat Wilhelm gegen die Anhäufung verschiedener Aemter in einer Person auf. »Es ist« — sagte er — »bei uns nicht selten, daß ein Beamteter drei und vier Stellen verwaltet, deren jede ihren Mann reichlich nährt. Häufig sind die Arbeiten sämmtlicher drei, vier Stellen so unbedeutend, daß ein Mann ihnen vollkommen genügt. Dann wird also eine Ar-

beitskraft vierfach bezahlt. Ist das eine weise und sparsame Verwaltung der Gelder, zu denen der Aermste von dem Schweiß seiner strengen Arbeit beitragen muß? — Ist es nicht eine heilige Pflicht der Regierung, dem Vertrauen des Volkes zu entsprechen, das sein Vermögen ihren Händen anvertraut? — In einem anderen Falle fordert von den drei, vier Aemtern wirklich jedes seinen Mann. Wie erfüllt da der Beamtete seine Pflicht? — Entweder ungenügend, und er führt dadurch unberechenbare Nachtheile herbei, oder jüngere Hilfsarbeiter, wie es gewöhnlich ist, müssen, um die Gunst des Herrn Geheimraths zu gewinnen, der protegiren, empfehlen, in ein Amt bringen kann — für ihn ihre Kräfte aufbieten; während er das hohe Gehalt mit der Ruhe des rechtschaffensten, verdientesten Mannes einscharrt. Für das, was er nicht selbst leistet, sollte Niemand bezahlt werden. Ist es anders, so nistet sich die Ungerechtigkeit mit allen ihren verderblichen Folgen ein. Wir hören so viel von der Schlechtigkeit der unteren Beamteten: Veruntreuung von Geldern, Bestechlichkeit und Mißbrauch der Amtsgewalt, und die Oberen

führen deshalb ihre bittere Klage. Aber wenn der untere Beamtete täglich sieht, wie auf eine gesetzmäßige Weise seine Vorgesetzten ihre Stellung für ihre persönlichen Interessen ausbeuten: ist es da so auffällig, daß dieser untere Beamtete dasselbe versucht und, weil ihm in seiner untergeordneten Stellung die vom Gesetz gestempelten Mittel nicht zu Gebote stehen — er die ungesetzlichen wählt? — Es ist ein Gesetz gegen die Anhäufung der Aemter in einer Person dringend nöthig. Ich mache die Herren Minister darauf aufmerksam!«

Der Ernst und die tiefe Ueberzeugung, mit welcher Wilhelm stets sprach, so oft er das Wort ergriff, verschaffte ihm selbst bei den Gegnern Achtung, und die Gleichgesinnten erkannten in ihm die kräftigste Stütze ihrer Ansichten.

Bei dem Abschiedsmahl, zu welchem der Minister des Innern die Abgeordneten des Volkes geladen, nahm derselbe Gelegenheit, sich in sehr verbindlicher Weise an den Bürgermeister zu wenden. »Sie haben uns viel zu schaffen gemacht,« sagte er mit dem freundlichsten Lächeln,

aber eine gesinnungsvolle Opposition weiß Niemand höher zu schätzen, als ich.«

Wilhelm verstand sich zwar schon auf dergleichen Phrasen, doch verschmähte er es, auf sie in gleicher Weise zu erwidern. »Die liebste Anerkennung« — sagte er — »wird mir sein, die Uebelstände in der Verwaltung, die ich zu rügen verpflichtet war, bald abgestellt zu sehen.«

Den Minister brachte die ungeschickte, plebejische Antwort nicht aus der Fassung. Er hoffte den Bürgermeister von einer anderen Seite her zugänglicher zu finden. So begann er: »Auch das Verdienst weiß ich zu achten, welches Sie sich um Ihre Stadt erworben. Wenn Ihnen noch nicht äußere Zeichen einer Allerhöchsten Anerkennung zu Theil geworden: Sie dürfen auf die Huld unseres gnädigsten Herrn rechnen.«

»Ich sehe zunächst auf mein eigenes Bewußtsein und dann auf die Anerkennung meiner Mitbürger.«

Ueber die Stirn des Herrn Ministers flog bei diesen Worten ein leichter Schatten des Unmuths, doch war er zu sehr Diplomat, um nicht in der Verstellung consequent zu sein. Er er-

griff Wilhelms Hand mit einem recht herzlichen Drucke, indem er sagte: »Hätte doch das Vaterland viele solcher Bürger!«

Die Antwort Wilhelms: »Es steht bei der Regierung, sie dem Vaterlande zu erziehen,« hatte der Herr Minister nur noch mit halbem Ohr gehört; indem er sich an einen seiner vertrauten Räthe wandte: »Dieser Bürgermeister ist ein Bär, den wir erst auf heiße Eisenplatten bringen müssen, um ihm das Tanzen nach unserer Melodie zu lehren.«

»Excellenz belieben zu vergessen, daß wir schon manchen Bären zahm gestreichelt. Das Sammetpfötchen Allerhöchster Huld, über welche Excellenz verfügen, hat einen gar verführerischen Strich,« erwiderte der Rath voll Selbstvertrauen.

Bei seiner Heimkehr wurde Wilhelm aufs Freudigste überrascht. Nur das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben und die Sehnsucht nach dem geliebten Weibe trug er in der Brust, als er auf dem Postwagen zu den Thoren der Stadt einfuhr. Da begrüßte ihn plötzlich ein lauter Jubel, aus welchem von Alt und Jung, von Männern und Weibern sein Name immer wieder

und wieder durch die Luft schallte. Er blickte hinaus: festlich waren die Häuser geschmückt, festlich die Menschen, welche in dichten Schaaren ihm nachwallten, zu dem Markte, um ihn beim Aussteigen vor dem Posthause mit tausendstimmigem Gruße willkommen zu heißen. Er trat auf die Stufen des Hauses, er winkte, und die Menge schwieg. »Meine Freunde, meine Mitbürger! ich danke Euch für diesen herzlichen Empfang. Vor Allem aber bekenne ich Euch, daß Ihr meine Leistungen zu hoch anschlagt. Ich scheue nicht, mit Selbstgefühl auszusprechen, daß ich redlich gekämpft für unsere Rechte, für unsere Bedürfnisse, für die Forderungen der Zeit. Aber was ist die Stimme eines Mannes in diesem heulenden Sturm von Uebelständen, die Den erbeben machen, dessen Brust nicht mit dem stärksten Muth gewappnet ist. Was ich mit dem Beistand edler Genossen auf dem Gebiet des Volkswohles durchgesetzt, ist wahrlich kaum der Zeit werth, die es mich kostete. Im Grunde haben wir Nichts gewonnen, als die Hoffnung einer vernunftgemäßeren Zukunft. Aber doch werde ich nicht verzagen, in neuen Schlachten

muthig zu kämpfen, und wann einst meine Kräfte ermatten, werden Stärkere in meine Stelle treten und immer lauter und lauter die Sache der Vernunft und des Rechts führen. So wird, so muß sie siegen! Noch aber laßt uns nicht von Siegen träumen; nicht wollen wir uns schon einschläfern dadurch, daß einige wahre Worte laut und frei gesprochen worden. Wenn sie so oft wiederhallt sind, bis sie zur That geworden, dann laßt uns jubeln! Erst Der, welcher uns die Kunde bringt, er habe der Wahrheit den Sieg errungen über die durch die Jahrhunderte geheiligten Unbilden der Zeit: der erst verdient einen Empfang, wie Ihr ihn heute mir bereitet. Für mich knüpft sich an denselben nur die schmerzliche Bemerkung, wie unendlich arm wir sein müssen, wenn so geringe, so nichtssagende Erfolge, wie sie von den freisinnigen Männern unserer Kammer errungen wurden, die Bürger zu solchen Aeußerungen der Anerkennung aufregen können. Doch eben diese Theilnahme ist die sicherste Bürgschaft für den endlichen Sieg des Rechten, und als solche begrüße ich sie mit freudigem Herzen!« Eine lautlose Stille herrschte,

während Wilhelm sprach; und in ernster, feierlicher Stimmung begleitete die Menge den Redner zu seiner Wohnung. Da sank das liebe Weib an seine treue, feste Brust, und sie fühlte sich stolzer zugleich und demüthiger, als sie dem theuren Mann in das klare, entschlossene Auge schaute, das sich auch vor den Höchsten der Erde nicht knechtisch gesenkt hatte. »Und bist Du es wirklich« — sagte sie — »mein Mann, der so stark und muthig vor den Großen der Erde redete? — Wie schlug mein Herz, wenn ich in den Zeitungen Deine Worte las! Wie sehnte ich mich da hin zu Dir, um Dir zu sagen, daß ich Dich jetzt tausend und tausend Mal glühender liebe, als je zuvor!«

»Und ich« — sagte die greise Mutter — »wie habe ich um Dich gezittert, wenn Anna mir die stärksten Deiner Worte vorlas! Ich fürchtete, Du würdest die Herren vom Regiment erzürnen.«

»Das mag ich wohl gethan haben; aber die Zeiten sind vorüber, wo der Zorn der Großen die echten Söhne des Vaterlandes zermalmte,« erwiderte Wilhelm lächelnd.

»Aber« — bemerkte der alte Vater — »sie sind doch unsere hohe Obrigkeit, der wir Respect schuldig sind.«

»Den Respect, Vater, versage ich Niemandem, welcher ihn durch gerechte Handlungsweise verdient; eine höhere Obrigkeit aber noch, als die hohe, wohnt hier in der Brust: die Pflicht, für Wahrheit, Recht und Freiheit einzustehen aller Orten und gegen Jedermann!«

»Ja« — sagte der Greis — »das ist gewiß wahr, und ich segne Dich für Deinen Muth und Deine Stärke; aber zu meiner Zeit war das anders. Nur meines Gleichen durfte mir nicht verächtlich begegnen; gegen den Vornehmeren setzte man Nichts durch. Das waren wohl böse Zeiten; und wenn sie wirklich vorüber sind, wollen wir Gott danken.«

»Ganz noch nicht, Vater, sind sie vorüber. Es giebt noch viele schwache Menschen und elende Schufte, die um ein Stückchen Brot oder um hündische Ehren kriechen und lecken und sich treten lassen; aber wären sie auch mit Orden und Ehren und Würden behängt von der Zehe bis zum Scheitel, das Volk verachtet sie doch

und haßt sie, als die ekelste Krankheit der Sittlichkeit.«

»Wollte Gott, es gäbe keine solche Menschen mehr!« — wünschte der alte Vater.

Einige Monate der gewohnten angestrengten Thätigkeit, in seinem Amte und in der Anstalt, waren für Wilhelm vergangen, als er zu dem Landrathe geladen wurde. Er fand hier einen Geheimrath aus dem Ministerium des Innern, einen Vertrauten der Excellenz. Er begegnete Wilhelm mit ausgezeichneter Höflichkeit, und im Laufe der Unterhaltung wußte er in der feinsten und gewinnendsten Weise wiederholt die Verdienste, welche Wilhelm um die Stadt habe, hervorzuheben.

Wilhelm erwiderte in seiner einfachen, freimüthigen Art, daß er eine Anerkennung seiner Bemühungen am wenigsten von einem Beamteten des Ministeriums erwartet habe. Von den Ministern sei er bisher nur gewohnt gewesen, alle erdenkliche Hindernisse seinen gemeinnützigen Bestrebungen in den Weg gelegt zu sehen. Denn überall schienen dieselben eine Schmälerung ihrer Macht zu fürchten, wo der

Bürger sein eigenes Wohl selbst berathe und begründe.

Der Geheimrath versicherte aufs Entschiedenste, daß Wilhelm die Absichten der Regierung verkenne. Diese wünsche vielmehr Nichts so sehr als die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkes, freilich innerhalb der gesetzmäßigen Schranken. Wenn es in diesem oder jenem Falle anders erscheine, so liege das stets an untergeordneten Beamteten, die in ihrer Beschränktheit und Dienstbeflissenheit die wahre Absicht der Regierung mißdeuteten.

Nach Tische bat der Geheimrath den Bürgermeister, ihn doch in den Werkstätten seiner Anstalt herumzuführen und mit deren Einrichtung bekannt zu machen. Denn der Hauptzweck seiner Reise sei, den Zustand der Industrie in der Provinz zu erforschen.

Wilhelm erfüllte den Wunsch; und der Geheimrath konnte nicht umhin zu gestehen, daß über das viele Treffliche und Zweckmäßige, welches er hier sehe, auch der letzte Rest des Vorurtheils gefallen sei, mit welchem er noch die Anstalt betreten. Es war ein ungeheucheltes

Wohlwollen, mit welchem der Geheimrath, als sie die Anstalt verließen, den Bürgermeister traulich unter den Arm faßte und begann: »Ich wünsche Nichts lebhafter, mein verehrter Freund, als zu dem ferneren Gedeihen Ihres Unternehmens Etwas beizutragen. Würde nicht das Vertrauen des Publicums noch verstärkt werden, wenn selbst die Regierung die Tüchtigkeit des Leiters der Anstalt durch eine Auszeichnung anerkennt? — Der Titel eines Commerzienraths oder geheimen Commerzienraths —«

»Der Ruf des Etablissements« — unterbrach Wilhelm — »ist durch die Leistungen desselben so fest begründet, daß es solchen Aushängeschildes nicht bedarf. Dergleichen sucht nur die bedauernswerthe Eitelkeit oder gar die betrügerische Schlechtigkeit.«

Wenn der Geheimrath auch ursprünglich nur gekommen war, um durch jenes Anerbieten den unbequemen Opponenten in der Kammer für die Regierung zu gewinnen: so war er doch rechtschaffen genug, um das wahre Verdienst zu schätzen. Aber von der anderen Seite war er wieder so sehr in seinem Beamtenthum befangen,

daß er gar nicht zu begreifen vermochte, wie Jemand eine Auszeichnung der Regierung als etwas Gleichgiltiges betrachten und gar zurückweisen konnte. Ihm erschien die Ablehnung des ehrenden Titels nur als eine Seltsamlichkeit des Mannes, dem er nun in einer anderen Weise die Anerkennung der Regierung zu beweisen beschloß. Nach nicht gar langer Zeit hatte Wilhelm die Beweise davon in der Hand. Er erhielt eine fürstliche Ordre, welche in den gnädigsten Ausdrücken die Bemühungen des Bürgermeisters um die Stadt anerkannte und durch die Verleihung eines Ordens belohnte. Wilhelm überlegte nicht lange, was mit der Allergnädigsten Verleihung anzufangen sei. Er richtete folgendes Schreiben an den Fürsten:

»Ew. Hoheit haben geruht, mir die Decoration Ihres Hausordens zu verleihen. Ich aber bin ein schlichter Bürger, verstehe Nichts von ritterlicher Sitte und würde dem Orden wenig Ehre machen. Auch ist es gewiß, daß mein Ritterstand mich um das Vertrauen meiner Mitbürger bringen würde; denn mit Recht vertraut der Gleiche nur dem Gleichen. Und

wär' ich ein echter Ritter, so könnte ich auch in der That nicht die Interessen des Bürgers vertreten; ich aber wünsche, was ich einmal bin, ganz zu sein. Deshalb bitte ich, daß Ew. Hoheit geruhen zu befehlen, mir die Decoration Ihres Hausordens wieder abzunehmen.«

Ein zürnender Brief des Kabinets erklärte, daß ein Bürger, der die Zeichen Allerhöchster Huld nicht in tiefster Ehrfurcht zu schätzen wisse, auch derselben nicht würdig sei; der unterthänigst Bittende habe demnach sofort die Insignien des Ordens dem Kapitel zurückzustellen. Uebrigens habe der Bittsteller es nur der ausgezeichnetsten Gnade Sr. Hoheit zu danken, wenn er nicht wegen Majestätsbeleidigung zur Untersuchung gezogen würde.

Eine erschütternde Wirkung brachte der von Oben her donnernde Brief keineswegs auf Wilhelm hervor; vielmehr packte dieser den Hausorden mit aller Seelenruhe ein und sandte ihn an das hohe Kapitel zurück.

Neben seiner Gewerbsthätigkeit und der umsichtigsten Erfüllung seiner Pflichten als Bür-

germeister, beschäftigte sich Wilhelm auf's Sorgfältigste mit den Studien der Landesinstitutionen. Er verschaffte sich nach allen Richtungen hin eine so genaue Kenntniß der Verwaltungsgegenstände, als bei beschränkter Oeffentlichkeit eines Staatslebens möglich ist. So ausgerüstet, wurde er nach einigen Jahren auf's Neue zu den Reichsständen deputirt. Kampfgerüsteter als vor zwei Jahren stand er jetzt dem Ministerium gegenüber, nachdrücklicher noch wies er die Mißbräuche in der Verwaltung auf, wirksamer noch zeigte er die Mittel zu deren Abhilfe. Wiewohl er überall die Prinzipien festhielt, also radical blieb, so lehnte er sich mit seinen Forderungen des Besseren doch immer unmittelbar an das Bestehende. Dadurch gewann er auch die Halben und Schwachen, wenn nicht für seine Ansicht, doch für seine Forderung. So versetzte er dem Riesen der Volksbedrückung manchen tödtlichen Streich. Dennoch bewahrte der Geheimrath aus dem Ministerium des Innern dem Bürgermeister stets das einmal gefaßte Wohlwollen; und Wilhelm wies dasselbe nicht zurück, je mehr er erkannte, daß der Geheimrath ebenfalls ernstlich und auf-

richtig das Beste des Volkes wolle, wenn auch auf einem Wege, von dem Wilhelm überzeugt war, daß derselbe nicht zum Ziele führen könne. So wollte er denn auch durchaus Wilhelm in seiner Weise förderlich sein. »Ihre Anstalt« — sagte er einst — »steht in der reichsten Blüthe; aber jede Industrie hat einen unsicheren Boden. Neue politische Constellationen, neue Bedürfnisse, neue Erfindungen geben den Dingen oft einen Umschlag, welcher die auf's Festeste gegründeten Anstalten stürzen kann. Nur der Landbesitz giebt für alle Zukunft der Familie eine sichere Gewähr ihres glücklichen Bestehens. Wär' ich in Ihrer Stelle, ich zöge meine Capitalien heraus, kaufte mich mit einem Rittergute an und ließ mir den Adel verleihen; denn der gehört zum großen Grundbesitz.«

»Ich habe zwei Söhne;« — erwiderte Wilhelm — »jeder wird das Handwerk erlernen, zu welchem er Lust und Geschicklichkeit hat, und dann mögen sie sehen, wie sie sich ihr Haus und ihre Familie durch eigene Thätigkeit gründen. Mein Vermögen bleibt der Anstalt und der Stadt, zu deren Zwecken ich schon jetzt alle

Ueberschüsse meiner Einnahmen verwende. Sie sehen, Herr Geheimrath, wie wenig ich mich, bei so plebejischen Gesinnungen, zum adeligen Grundbesitzer und« — fügte er lächelnd hinzu — »zum ministeriellen Deputirten eigne.«

Begreifen konnte das der Geheimrath freilich nicht, aber glauben mußte er es endlich wohl; und als ihn die Excellenz kurz darauf fragte, wie weit er mit dem Bürgermeister gekommen, entfuhr ihm das Geständniß: »Dieses Mannes Grundsätze sind unerschütterlich, und er ist für uns verloren; aber wohl dem Lande, das noch solche Bürger besitzt!«

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

H. HEINRIC
Buchbinderei
Rottenburg / L

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eichholz, Ehrenreich,

Schicksal eines Proletariers Ein Volksbuch von Ehrenreich Eichholz

Leipzig 1846

P.o.germ. 303 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107681-7